

Wolf Pabst

Wasser für die Küssaburg



Küssaberg, Januar 2011

Wolf Pabst

Wasser für die Küssaburg

Schreiben heißt aus einer Welt treten um in eine andere einzusteigen.
Da braucht es große Hingabe und Verfügbarkeit und man muss den Faden behalten.

Marie Métrailler (Schweizer Schriftstellerin aus dem Wallis)



Abb. 1: Landschaft mit Küssaburg

Vorwort

Die Küssaburg, von der die nachfolgende Geschichte handelt, liegt im Landkreis Waldshut, in der Gemeinde Küssaberg, nahe der Grenze zur Schweiz. Das Dorf direkt unterhalb der Burg heißt Bechtersbohl und ist ein Ortsteil von Küssaberg. Die Burgruine erhebt sich auf einem steilen Berg, der von Bad Zurzach, Rheinheim und Dangstetten aus betrachtet als Bergkegel in Erscheinung tritt (siehe Abb. 1), obwohl es sich hierbei um das Ende eines langgezogenen Höhenzuges handelt. Die Burg zählt ohne Zweifel zu den imposantesten Wehrbauten Süddeutschlands. In der Literatur heißt es immer wieder, die Burg habe während des gesamten Mittelalters den Pass von Bechtersbohl beherrscht. Dieser Pass, der vom Rheintal in den Klettgau führt, ist Teil der alten Römerstraße von Windisch nach Rottweil. Ob die Burg tatsächlich zu der Zeit, in der unsere Geschichte spielt, noch den Pass im militärischen Sinne kontrollierte, ob sie im ausgehenden 16. Jahrhundert vorrangig zum Schutze ihrer Besitzer noch in Bereitschaft gehalten wurde, oder ob sie in erster Linie Verwaltungssitz eines Obervogtes war, sei dahin gestellt. Leider gibt es über die Küssaburg und ihre Zeit nur wenige gesicherte Daten. Bei der intensiven Beschäftigung mit der Burganlage fielen mir bald einige Fakten auf, die im nachfolgenden Artikel vertieft werden. So erstaunte mich, dass eine so große Burg nur eine derart unsichere Wasserversorgung hatte.

Dass die Grafen von Sulz die Burg nicht selbst bewohnten, sondern stets im nahen Tiengen residierten, ist für das ausgehende Mittelalter nicht mehr ungewöhnlich: Überall im Lande zogen nun die adeligen Herren den Komfort ihrer Stadtschlösser dem Leben in den kalten, zugigen Burgen vor. Die gesamte geschichtliche Überlieferung schildert das gestörte Verhältnis, das die Grafen von Sulz, speziell Rudolf IV, von Sulz zu ihren Untertanen hatten. Diese Tatsache beschäftigte mich sehr. Zwar gilt der Nachfolger, Karl Ludwig von Sulz, als sozial besorgter Landesherr, der sich angeblich um das Wohlergehen seiner Bauern kümmerte. Diese waren für ihn jedoch lediglich billige Arbeitskräfte und Garanten seines Wohlstandes. So ließ auch seine Fürsorge jegliche menschliche Zuwendung vermissen.

Als die Feuerwaffen aufkamen, begann der Niedergang des Rittertums und der Burgen. Auch die Küssaburg verlor trotz der 1529 vorgenommenen Umbaumaßnahmen zunehmend an Bedeutung: Sie war vermutlich vom Pass von Bechtersbohl zu weit entfernt, als dass sie eine wirkliche Kontrollfunktion hätte ausüben können. Doch lesen Sie selbst...

Meine Personen sind erdacht, aber meine Geschichte hat ihre eigene Wahrheit.



Abb. 2: Küssaburg von Westen

Im schönsten Wiesengrunde ist meiner Heimat Haus
da schaut ich manche Stunde ins Tal hinaus.
Du mein stilles Tal, grüß Dich tausendmal,
da schaut ich manche Stunde ins Tal hinaus.

Wilhelm Ganzhorn

Hier beginnt meine Geschichte...

Girbaden (1651)



Abb. 3: Man nennt mich Peter von Grendelbruch

Ich lebe jetzt da ich dies alles niederschreibe mit meiner Familie in dem Dorfe Grendelbruch im nördlichen Elsass. Das Dorf liegt im Quellgebiet des Grendelbaches, einem Seitengewässer der Bruche. Gegen Süden schirmt ein schmaler Höhenrücken die Geländemulde, in der sich das Dorf befindet, vom Tal der Magel ab. Östlich des Ortes liegt am Ende eines langgezogenen, etwa drei Kilometer langen Höhenrückens die Burgruine Girbaden. Die Burg ist 1137 erstmals urkundlich erwähnt. Sie wurde von den Grafen von Dagsburg-Egisheim erbaut, wechselte im Laufe der Zeit mehrfach den Besitzer. Einer der Burgherren war Kaiser Friedrich II aus dem Geschlecht der Stauer, der die Burg dem Bischof von Straßburg zur Nutzung überließ. Die Burganlage wurde im Dreißigjährigen Kriege zerstört. Ein breiter Waldweg führt hinaus zur Ruine, vorbei an der Klause der heiligen Katharina, die dort zur Zeit der Kreuzzüge lebte. Hoch oberhalb des Weges zieht sich eine Felsrippe aus riesigen übereinander gestürzten Felsblöcken über den gesamten Bergrücken hin.



Abb. 4: Grendelbruch mit Burg Girbaden

Zwischen Felsen, abgestürzten Platten, Trümmern und Schutt wächst heute ein wasserarmer Bergwald, der im Sommer, wenn die Sonne vom Himmel brennt, fast am Verdursten ist. Immer wieder fallen Felsblöcke auf den Weg herab. Oft führte mich mein Weg hinaus nach Girbaden, wo ich meine Kindheit und Jugend verbrachte. Stille liegt über der Ruine, und wo wir früher wohnten, arbeiteten und feierten, wächst heute der Efeu. Aber lassen Sie mich der Reihe nach erzählen: Ich wurde auf Burg Girbaden im Jahre des Herrn 1586 geboren. Man nennt mich Peter von Grendelbruch. Mein Vater war einst als Haushofmeister der Anlage für die Instandhaltung der Bauwerke, die Beschaffung der Lebensmittel und für die Bewaffnung der Festung zuständig. Auch teilte er die Feldarbeit ein, beaufsichtigte den Einschlag und den Verkauf von Bauholz sowie die Brennholzlieferungen nach Straßburg.

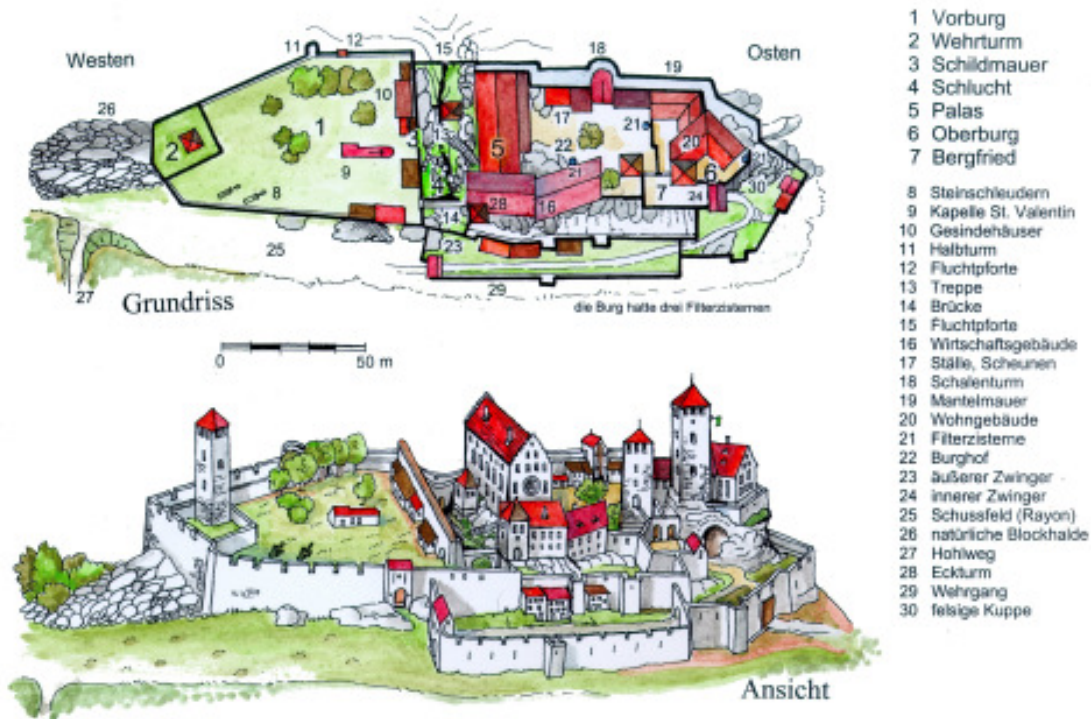


Abb. 5: Girbaden

Er kontrollierte die Rechnungsbücher und legte alljährlich den Burgherren die Jahresabrechnung vor. Natürlich hatte er für die Verwaltung des Wirtschaftsbetriebes auch Leute, die ihm zur Hand gingen, aber die Verantwortung lag letztendlich doch bei ihm alleine. Girbaden gehörte zu der Zeit, wie ich schon sagte, dem Bischof von Straßburg, der die weitläufige Anlage jedoch nicht selbst bewohnte, sondern diese an Lehensleute vergab. Die Burg Girbaden lag am Ende der schon beschriebenen mächtigen, langgestreckten Felsrippe aus Buntsandstein.

Damals war die Anlage an zwei Adelsfamilien aus dem Geschlecht der Herren von Rathsamhausen zu Stein vergeben. Innerhalb der doppelten Ringmauer, die ein Areal von 260 mal 60 Meter umschloss, war eigentlich Platz für drei Burgen, die jede für sich alleine eine stattliche Festung gebildet hätten. Nach dem Aufkommen der Feuerwaffen ließ unser Herr, der Bischof von Straßburg, die älteste Burg, die am weitesten westlich lag, abbrechen und verstärkte mit den schön behauenen Sandsteinen die beiden anderen Burganlagen. So entstand im westlichen Bereich ein riesiges freies Areal, auf dem sich nur ein einzelner mächtiger Turm sowie eine dem heiligen Valentin geweihte Kapelle befanden. Beide Bauwerke sind heute noch vorhanden. Neben diesem Turm waren zur Abwehr von Feinden zwei riesige Steinschleudern aufgebaut.

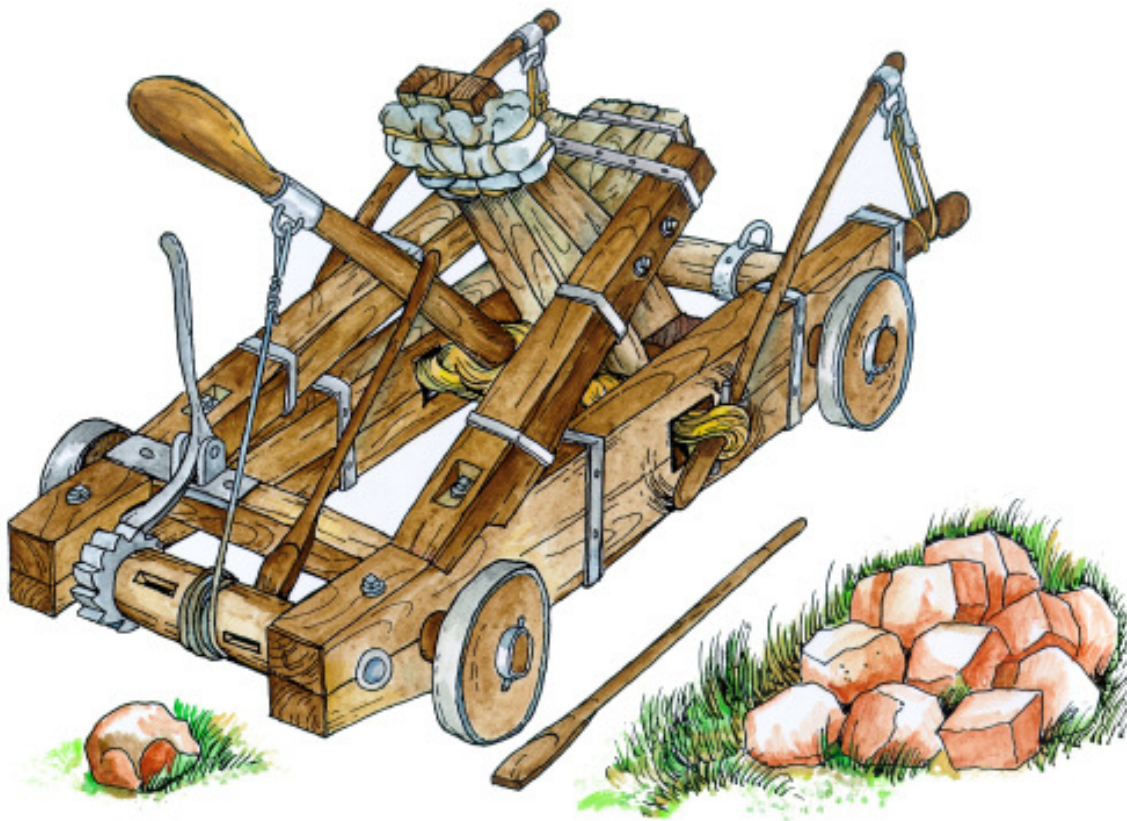


Abb. 6: Steinschleuder (Antwerche)

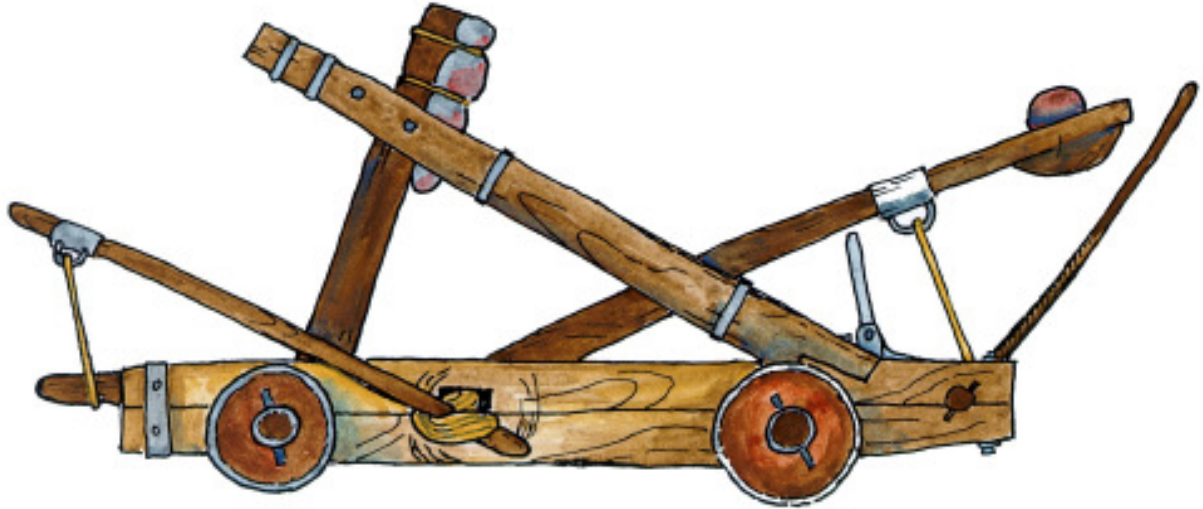


Abb. 7: Steinschleuder (Seitenansicht)

Durch das vorgelagerte Schussfeld im westlichen Burgareal vergrößerte sich die Distanz zu den Gebäuden der Burg so sehr, dass die Kanonen eines Angreifers nahezu wirkungslos bleiben mussten. Wer zu einem der beiden Eingänge der Festung gelangen wollte, hatte hierfür nur einen Weg, und der führte auf der Südseite am Fuße der hohen Mauern entlang. Von der Höhe der Mauern aus konnte jeder Feind unter Beschuss genommen werden, denn nirgends gab es schützende Deckung.

Zu jedem der beiden Schlösser gehörten Wohnungen für die Dienstleute, Unterkünfte für die Wachmannschaft und Ställe für Pferde und Zugtiere. Auch gab es große Keller zur Aufbewahrung der Lebensmittel und des Trinkwassers sowie Arsenale für Waffen, Bau- und Brennholz. Im Bereich der Anlage befanden sich drei Brunnen, genau gesagt waren es Zisternen, die mit Regenwasser gefüllt wurden, das zuvor in einem Filter hinlänglich gereinigt wurde.



Abb. 8

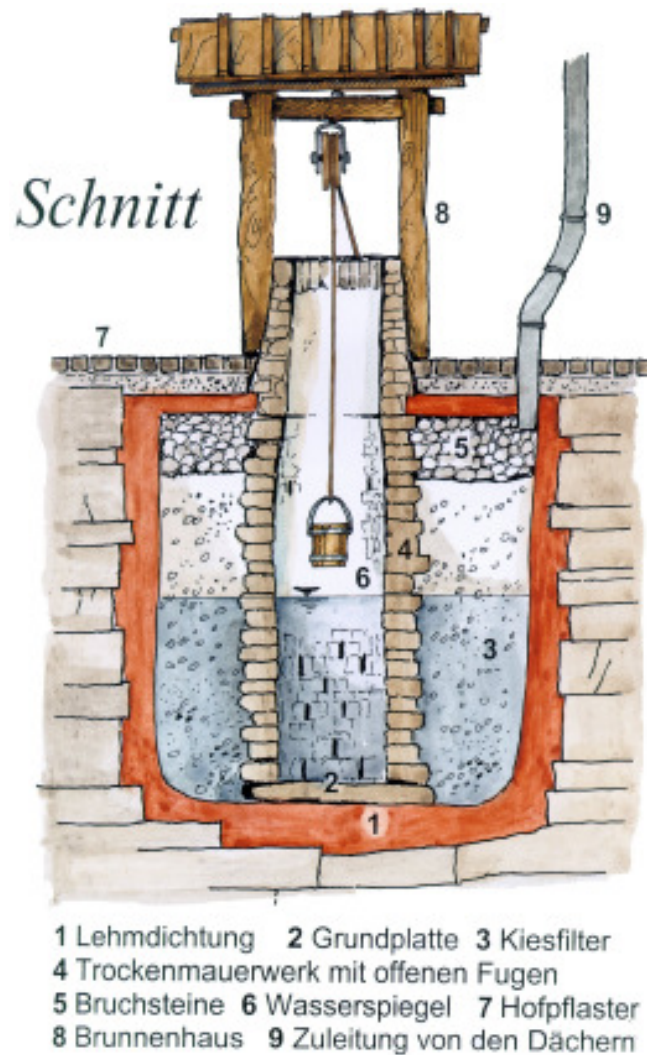


Abb. 9: Filterzisterne

Das Zisternenwasser verwendete man in friedlichen Zeiten nur als Brauchwasser und zum Tränken der Tiere. Trinkwasser schaffte man normalerweise aus Grendelbruch herbei. Mitten im Ort befanden sich nahe der Kirche drei Laufbrunnen mit kräftiger Schüttung, von denen einer vorzugsweise zum Befüllen der Wassergefäße bestimmt war. Den ganzen Tag waren Leute mit Maultieren zwischen Burg und Ortschaft unterwegs, um Wasser herbeizuschaffen. Auf der schon erwähnten große Freifläche im Westteil der Burganlage befand sich eine große Turnierwiese, auf der tagsüber größere und kleine Buben unter Anleitung eines Fechtmeisters mit hölzernen Schwertern aufeinander losgingen oder mit kleinen hölzernen Armbrüsten auf eine geflochtene Scheibe aus Stroh zielten. An hohen Festtagen warfen sich dort immer noch unsere Ritter und die Ritter der benachbarten Burgen mit den langen Turnierlanzen gegenseitig vom Pferd. Eigentlich war die große Zeit der Turniere und der Ritter vorbei. An den Fenstern des Rittersaales standen an solchen Tagen die feinen Damen und schauten dem Imponiergehabe der Männer mehr oder weniger gelangweilt zu. Werfen sich nicht auch die männlichen Hirschkäfer gegenseitig vom Baum und die Weibchen warten bis die Raufbolde endlich fertig sind!



Abb. 10: Anstürmender Ritter

Es waren Spiele, die nach festen Spielregeln abliefen, die aber mit dem modernen Kriegswesen nichts mehr zu tun hatten. Die Heere der Fürsten bestanden schon damals überwiegend aus Fußtruppen. Die Söldner nannte man Landsknechte. Diese stellten sich mit ihren Langspießen den Rittern respektlos in den Weg, zogen diese mit der Helmbarde vom Pferd und stachen sie der Einfachheit halber gleich an Ort und Stelle tot. Die moderne Reiterei bestand aus wüsten Burschen in Landsknechtstracht, die allenfalls Brustpanzer, Armschienen und Spanische Sturmhauben trugen. Die meisten von ihnen hatten riesige Federhüte auf dem Kopf und konnten mit dem Säbel dreinschlagen wie die entfesselten Teufel. Die Heere führten nun auch Kanonen mit sich, mit denen sie die Reihen der gegnerischen Kriegsknechte niedermähten. Die Kampftechnik hatte sich seit den Mailänderkriegen des Jahres 1513 vollständig verändert. Damals zog der Franzosenkönig Ludwig XII gegen Herzog Maximilian Sforza von Mailand. Auf der Seite von Mailand standen 8000 Schweizer Söldner, auf französischer Seite 7000 deutsche Landsknechte. Viele junge Schweizer verdingten sich zu der Zeit als Söldner in fremden Heeren, angeblich konnte die Schweiz ihre Bewohner nicht mehr ernähren. In Wirklichkeit zogen sowohl die Schweizer Söldner als auch die deutschen Landsknechte aus reiner Lust am Kriege, am Kämpfen und am Plündern nach Italien. Jahrzehntlang wurde die Lombardei durch fremde Heere verwüstet, ausgeraubt und mit Krieg überzogen. Man kämpfte seit der Zeit der Mailänderkriege mit roher Gewalt, auf Leben und Tod ohne jeglichen Pardon und ohne ritterlichen Anstand.

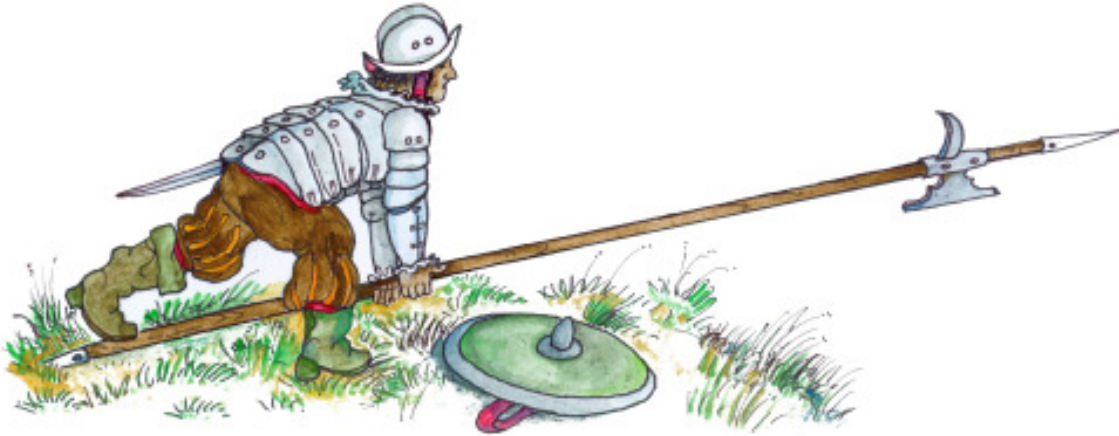


Abb. 11: Landsknecht zeigt den Gebrauch eines Langspießes
Ein Reiterangriff konnte nur gemeinsam als Gruppe abgewehrt werden

Venedig (Juni 1598)

Zu den engsten Mitarbeitern meines Vaters gehörte Josua, dessen Familie jüdischen Glaubens war. Er tätigte zusammen mit meinem Vater die Einkäufe und führte die Rechnungsbücher. Von ihm lernte ich das Rechnen mit arabischen Zahlen und die Kunst, für eine geplante Maßnahme im voraus die Kosten zu ermitteln. Eines Tages, ich war damals gerade zwölf Jahre alt, nahm mich mein Vater zusammen mit dem Waffenmeister der Burg und einigen schwer bewaffneten Knechten mit auf eine Reise nach Venedig. Wir hatten zahlreiche Tragtiere dabei, die auch unsere Zelte und etliches an Lebensmitteln trugen. Über Basel, Zürich und Chur erreichten wir den Lukmanierpass, den Monte Ceneri, Como, Bergamo, Brescia, Verona, Padua und schließlich Venedig.



Abb. 12



Abb. 13: Am Lukmanierpass

Während unseres Aufenthalts in Venedig stellten wir die Tragtiere in einer großen Karawanserei ein, die sich in einer nahegelegenen Vorstadt namens Mestre befand. In einem allseits geschlossenen Innenhof waren die Tiere vor Diebstahl sicher und wurden gefüttert und mit Wasser versorgt. Die Traglasten und unsere Wertsachen waren ebenfalls im Erdgeschoss in verschließbaren Räumen untergebracht. Händler und Reisende schliefen in den oberen Stockwerken. Gegen den Innenhof hatte das Gebäude in allen Stockwerken ringsum laufende Galerien. Wir erkundeten die Stadt und ihre Handelshöfe. Eine besondere Attraktion war für uns das Hafengebiet mit den Schiffen aus aller Herren Länder und den riesigen Lagerhäusern und Werkstätten. Mein Vater kaufte dort bei den staatlichen Manufakturen spezielle federnde Flacheisen für die Bogen der Armbrüste aber auch Pfeil- und Speerspitzen. Wir schauten uns die neuartigen Kanonenrohre an. Die verwendete Bronze war hell und glänzte wie Gold. Neben Kupfer und Zinn wurde der Schmelze eine Erde beigegeben, die als Cadmia bezeichnet wurde. Diese Erde enthielt Zink, ein bisher nicht bekanntes Metall. Die neue Legierung wurde Messing genannt. Sie war zäher als die seither verwendete Bronze und daher besser zum Guss der Rohre geeignet. Unter den Geschützen sah man ganz große, die auf Lafetten montiert waren, aber auch kleinere, die von zwei Mann

getragen werden konnten. Die kleinen wurden zum Aufsprengen von Burgtoren verwendet. Diese Angriffstechnik war durch einen Mathematiker mit Namen Leonardo da Vinci erstmals erfolgreich angewandt worden. Er erforschte als erster systematisch die Flugbahn der Geschosse und errechnete den Winkel, unter dem die Geschütze ausgerichtet werden mussten, um sicher zu treffen.

In den Arsenalen im Hafen, die man dort als Ghetto bezeichnet, gab es Gießereien, Schmieden, Schiffswerften und Schiffsausrüster. Ich hatte nie zuvor etwas derartiges gesehen.

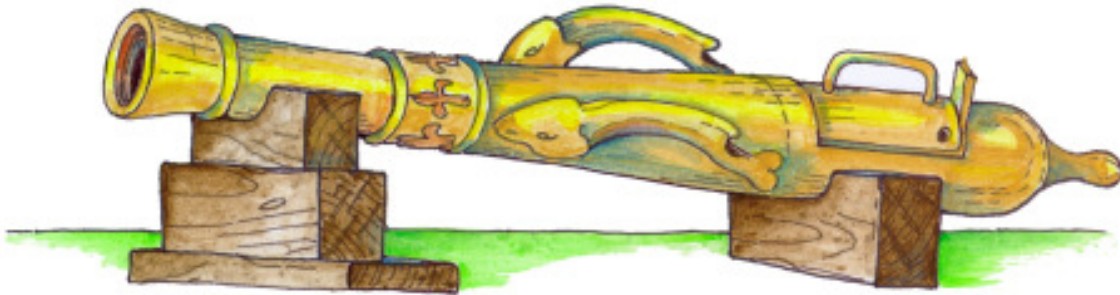


Abb. 14: Tragbares Geschützrohr aus Messing

In Venedig bekam man auch kunstvoll geknüpfte persische und türkische Teppiche. Diese hatten wunderschöne gleichmäßige Blumenmuster und waren viel preiswerter als die Gobelins aus Frankreich. Teppiche hing man bei uns in den Burgen als Schutz gegen die Kälte an die Wände. Wir erstanden nach langem Feilschen mit den Händlern eine Anzahl dieser Kunstwerke, große und kleine, mit denen wir mehrere Tragtiere beluden. Auch kauften wir Gläser für die Fenster der Kemenaten, Seidenstoffe, wohlriechende Seifen aus Aleppo in Syrien und aus Isfahan in Persien, Parfüm aus Kairo, Spielzeug und sonstige hübsche Sachen für unsere Frauen und Mädchen.



Abb. 15: Einkauf der Männer im Basar



Abb. 16: Venedig

Bei dieser Gelegenheit erstand mein Vater auf dem Sklavenmarkt einen etwa 38 Jahre alten schwächlichen Mann aus Persien, der bei einem Seegefecht vor Malta von den Venezianern gefangen und von diesen zum Verkauf angeboten wurde. Er hatte scheue Augen, gab vor, ein Handwerker zu sein, und hieß Rostan. Bald nach unserer glücklichen Heimkehr lernte Rostan unsere Sprache und wurde, da er gute Kenntnisse hatte, mit der Erziehung der größeren Buben beauftragt. Nachmittags waren wir oft bei der Familie von Josua. Während Rachel, Josuas Frau, frisch gebackene kleine Wecken aus Hafermehl verteilte und den Mädchen Geschichten aus den Heiligen Schriften erzählte, lehrte Rostan den Buben Schach, das Spiel der Könige. Schon bald nach unserer Heimkehr schenkte mein Vater Rostan die Freiheit, denn es ist in Mose 5, Kapitel 12, Vers 12 gesagt, dass man seine Sklaven innerhalb einer gebotenen Zeit freilassen soll. Mein Vater überreichte Rostan aus Anlass dieses großen Tages einen wertvollen persischen Gebetsteppich.



Abb. 17: Venezianische Kriegsgaleere



Abb. 18: Rostan

Vater duldet keinerlei Unverschämtheiten gegen Angehörige anderer Religionen. Wer sich nicht an dieses Verbot hielt, wurde hart bestraft. Rostan war von Beruf eigentlich Mühlenbauer und Wassertechniker. Damals gab es auf vielen Burgen noch die großen Steinschleudern, Antwerchen genannt. Rostan wusste, wie man diese baute und wie man sie reparierte. Er erzählte uns von den knarrenden Schöpfrädern am Fluss Orontes in Syrien, er wusste Bescheid über die tiefen persischen Wassertunnel, die Kanate, die dort aus großer Entfernung das Wasser in die Dörfer bringen, kannte auch die unterirdischen Karstquellen von Shiraz und hatte die Wasserfassungen von Byzanz gesehen, deren Wasser über lange Aquädukte in die großen Zisternen der Stadt geleitet wurde. Alle Kinder lauschten gebannt, wenn er von den blühenden Gärten Persiens erzählte oder in seiner Sprache Gedichte rezitierte.

Grendelbruch (1599)

Schon als Dreizehnjähriger war ich Helfer in der Zimmerei meines Paten Georg in Grendelbruch. Ich kehrte dort die Werkstatt, schärfte die Werkzeuge, bohrte Löcher für die großen Nägel aus Eichenholz und stemmte mit dem Stechbeitel Zapfenlöcher in die Balken.



Abb. 19

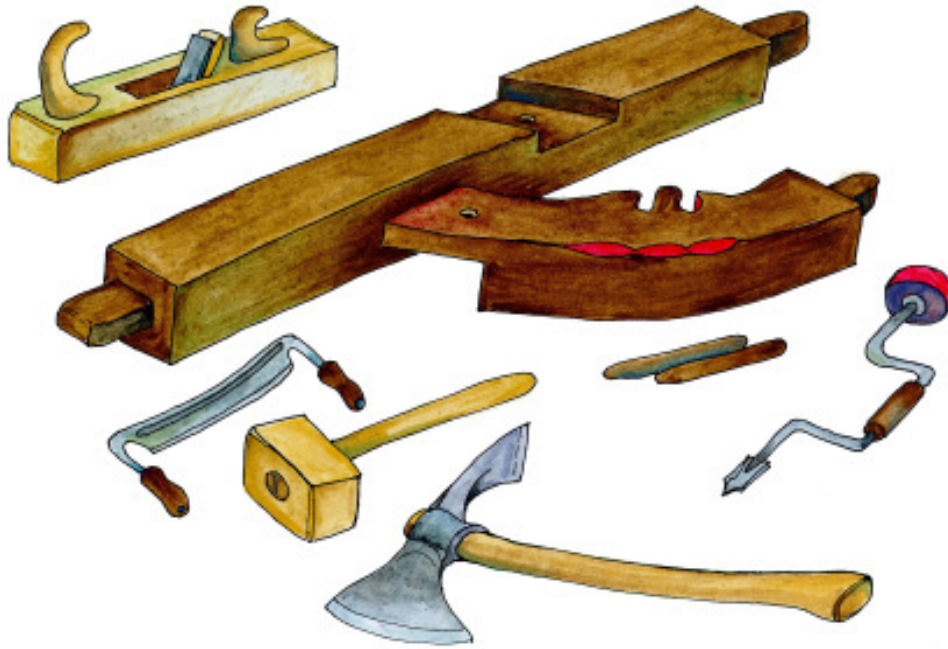


Abb. 20: In der Zimmerei

Abends brachte ich meiner Mutter immer einen Sack voll mit Holzabfällen zum Feuermachen mit nach Hause. Das Mittagessen bekam ich bei der Familie meines Onkels. Bei schlechtem Wetter, insbesondere im Winter, übernachteten die Zimmergesellen in der Werkstatt. Unter Anleitung eines älteren Mannes bohrten sie während der kalten Jahreszeit hölzerne Wasserleitungsrohre, die man bei uns Deichel nennt. Sie verwendeten hierfür astfreie Stämme aus Weißtannenholz oder im Ausnahmefall auch aus Eiche. Die Stämme waren etwa fünf Meter lang und maßen einen Fuß im Durchmesser. Sie stammten aus extra für diesen Zweck durchforsteten Wäldern und waren kerzengerade. Man spannte sie auf ein längsbewegliches Gestell, einen Schlitten, und bohrte sie von beiden Seiten her mit langen Bohrern aus, erst mit kleinem, dann mit größerem Durchmesser. Danach zog man auf die Rohrenden, die mit dem Zieheisen leicht angeschrägt wurden, einen zuvor heiß gemachten Reif aus dünnem Flacheisen auf, der sich beim Abkühlen zusammen zog und das Rohrende fest zusammenpresste, so dass es nicht reißen konnte. In einem Tag konnten zwei Mann vielleicht acht bis zehn Rohre bohren. Nach wenigen Umdrehungen musste man schon den Bohrer aus dem Loch ziehen und das ausgebohrte Holz entfernen.



Abb. 21: Deichelbohrer

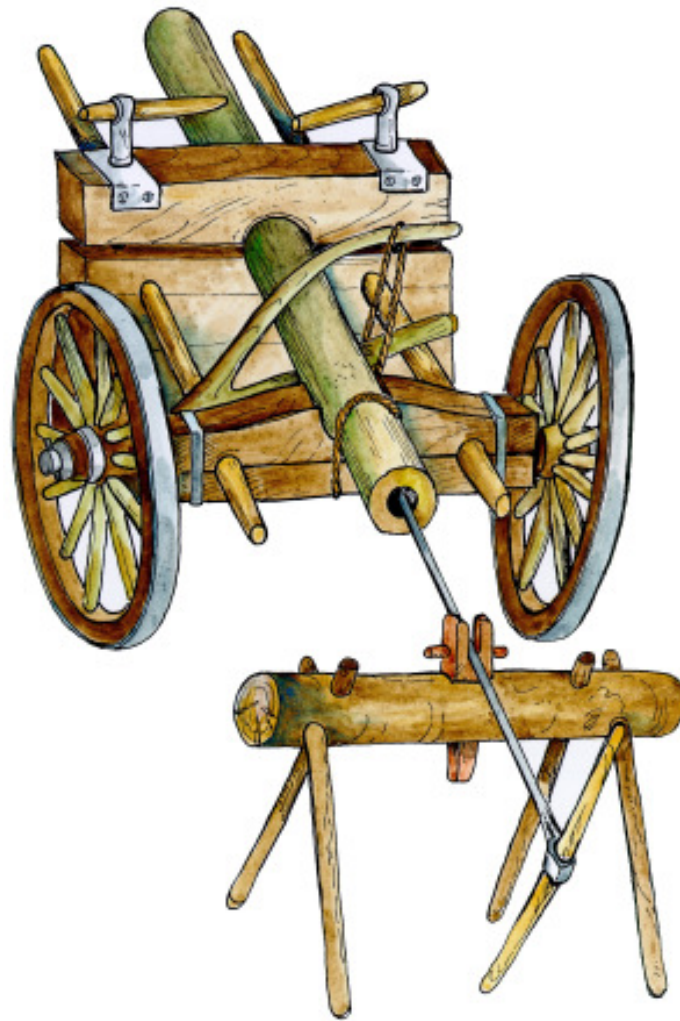


Abb. 22: Das Bohren der Deichelrohre

Die Holzrohre wurden untereinander durch sogenannte Deichelringe aus bestem Schmiedeeisen verbunden, die wir selbst herstellten. Hierzu fertigten wir aus Eisenstäben breite Blechstreifen, etwa so lang wie ein Arm, die dann bis zur Weißglut erhitzt und unter ständigem Schmieden zu einem Ring aus drei Lagen Blech geformt wurden. Die drei Schichten verbanden sich hierbei zu einer nahtlosen runden Hülse. In der Mitte war das eiserne Rohrstück etwa halb so dick wie ein Finger. Zu den beiden Enden hin wurde es dünn ausgeschmiedet und der Rand sauber beschnitten und planeben geschliffen. Danach wurde der fertige Ring in einem extra hierfür bereitgestellten Glühofen bei gedrosselter Luftzufuhr auf Holzkohle „aufgekohlt“. Das Eisen reicherte sich dabei mit Kohlenstoff an und wurde auf diese Weise beständig gegen Rost. Danach zeichnete man mit dem noch glühenden Ring die beiden Rohrenden an und stemmte mit einem extra breiten Stechbeitel, dessen Schneide eine kreisförmige Krümmung hatte, tiefe Falze in die beiden Rohrenden in die dann später die Deichelringe eingeschlagen wurden.

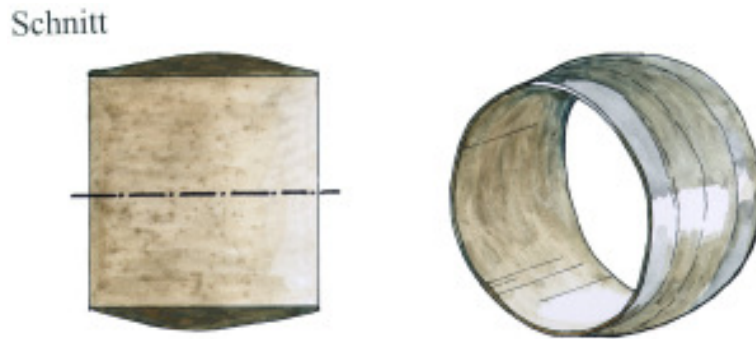


Abb. 23: Deichelring

Zum Einschlagen legte man ein kurzes, dickes Brett auf das andere Rohrende, auf das man mit dem Holzhammer schlug. Die Rohrverbindungen wurden, sobald das Deichelholz mit Wasser in Berührung kam und aufquoll, absolut dicht. Die entrindeten Stämme lagerte man bis zum Ausbohren in sogenannten Deichelweihern, um sie vor der Sonne zu schützen, denn die Sonne trocknet die Rohre einseitig aus und macht sie rissig und unbrauchbar. Unsere Rohre fanden bei allerhand Wasserbauvorhaben Verwendung.

Neuenbürg (1600 – 1601)

Zu der Zeit, als ich Helfer bei meinem Onkel war, baute Herzog Christoph, Graf von Württemberg, im nahegelegenen Schwarzwald das Schloss Neuenbürg vollständig um. Die imposante Anlage liegt im Tal der Enz hoch über der gleichnamigen Stadt. Ein Pilger, der auf dem Wege nach Santiago de Compostela im Kloster St. Odilien Rast machte, berichtete uns von dem Bauvorhaben. Wir hörten auch, dass man plane, zum Schloss hinauf eine Wasserleitung zu bauen, und konnten uns zunächst nicht vorstellen, wie dies bewerkstelligt werden sollte. Wir kannten das Enztal gut, denn wir kauften ganz in der Nähe von Neuenbürg auf der östlichen Seite des Tales immer unser Schmiedeeisen. Der Ort hieß Waldrennach. Dort wurde seit uralter Zeit Eisenerz verhüttet. Man erzählte uns, schon die Kelten hätten im Enztal Erz bergmännisch abgebaut und daraus hochwertiges Eisen gewonnen. Die großen Öfen, mit denen das Metall von der Schlacke getrennt wurde, heißen Rennöfen. Sie waren in den Hang hinein gebaut, so dass die aus dem Tal aufsteigende Luft die Feuer anfachte. Die Glut wurde auch teilweise mit riesigen Blasbälgen aus Holz und Leder angefacht. Ein Tier, das im Kreise ging, hielt mit Hilfe einer kunstvollen Mechanik die Luftzufuhr in Gang. Das Erz wurde zusammen mit Kalkstein verhüttet. Wenn man dort war, glaubte man in der Hölle zu sein. Große Mengen an Holzkohle wurden in den Schmelzöfen benötigt. In den Wäldern der Umgebung rauchten überall die Kohlenmeiler. Man sagte uns, im Erz aus dem Enztal sei neben dem Eisen noch ein anderes wertvolles Metall enthalten. Sie bezeichneten es als Mangan. Drei Wegstunden von Neuenbürg entfernt in einem Ort namens

Bulach wurden auch Silber und Kupfer abgebaut. Ich glaube aber nicht, dass man diese Metalle dem Eisen beimischte. Wegen des großen Waldreichtums gab es in der Gegend auch zahlreiche Glashütten.



Abb. 24: Rennofen mit Göppelwerk und Blasbalg

Wir luden ein kurzes Deichelrohr aus Eiche sowie unsere Bohrer und andere Werkzeuge auf unsere Maultiere. Das Rohr wollten wir dem Herzog oder dessen Baumeister als Muster präsentieren. Dann machten wir uns auf den Weg nach Neuenbürg. Mein Onkel wählte den beschwerlichen Weg durch das Gebirge, weil er die Straße durch das Rheintal mit ihrem schlechten Klima, den vielen Schnaken und dem Schmutz der Städte meiden wollte. Zwischen Straßburg und Kehl überquerten wir die sogenannte Lange Bruck, die 1462 m lang ist und den Rhein nebst seinen angrenzenden Sumpfgebieten überquert. Schwärme von Schnaken fielen über uns her. Auf der Brücke herrschte reger Verkehr von Fußgängern, marschierenden Soldaten, Reitern, Wagen, Vieh und Tragtieren. Wir konnten unsere Maultiere nur mit Mühe beruhigen, der Brückenbelag dröhnte, es herrschte auch sonst ein ziemlicher Lärm und das Bauwerk schwankte. Wir waren froh, als der Übergang geschafft war. Über Appenweiher und Oberkirch erreichten wir das Renchtal. Die Straße war bis Oppenau und Peterstal einigermaßen ordentlich, ging dann aber in einen sehr steilen Saumweg über, der uns große Mühe machte. Auf der Höhe des Gebirges erreicht man eine Hochebene.

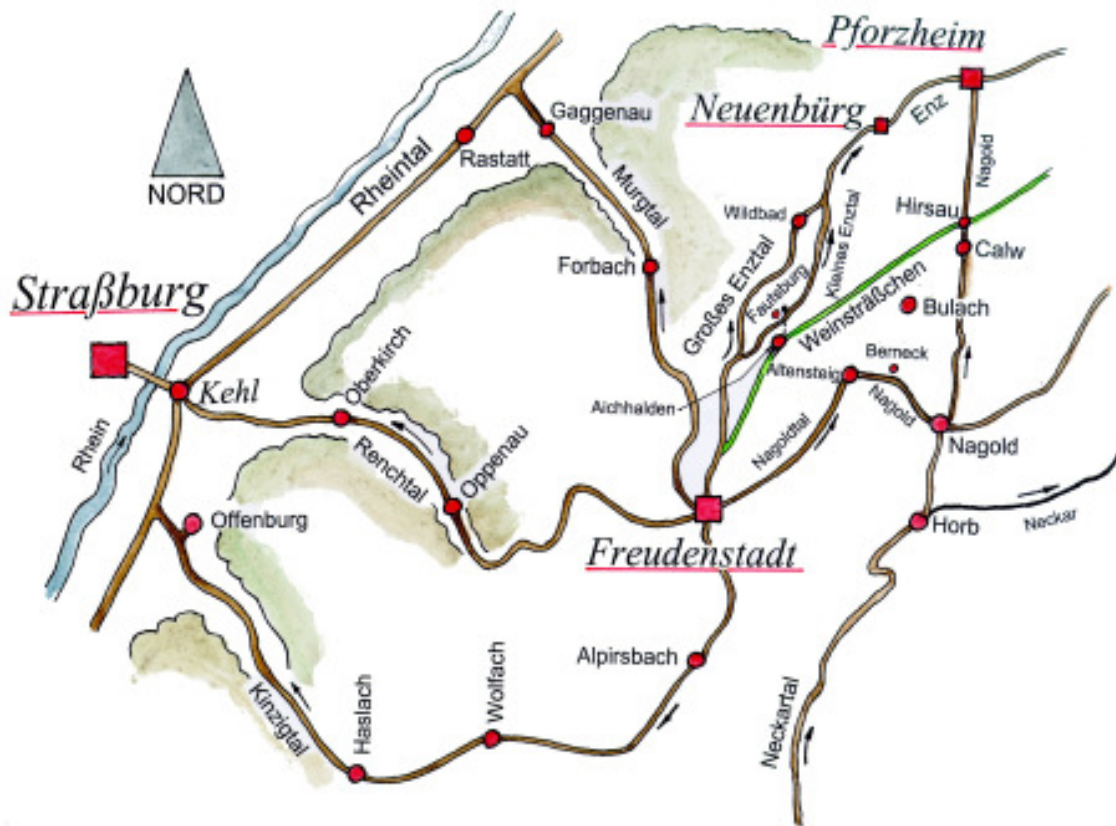


Abb. 25: Verkehrswege im Nordschwarzwald

Hier treffen eine ganze Anzahl wichtiger Straßen und Wege zusammen: Es sind dies die alte Römerstraße, die aus dem Kinzigtal kommt und nach Rottweil führt, der Saumpfad aus dem Renchtal und die Murgtalstraße, von der ein Saumweg ins Forbachtal abgeht, der Weg, auf dem man ins Nagoldtal kommt und das Weinsträßchen, ein Höhenweg, der nach dem bekannten Reformkloster Hirsau führt. Ein weiterer Höhenweg, der aber sehr beschwerlich ist, geht von der Ebene aus ins große Enztal nach Wildbad. Wir folgten damals dem Weinsträßchen bis zu der Ortschaft Aichhalden und erreichten über einen sehr steilen Pfad den Weg auf der Talsohle des kleinen Enztales. Auf dem Hochplateau, wo sich alle diese Wege kreuzen, war zu der Zeit eine riesige Rodung im Gange. Eine Stadt für mehr als dreitausend Menschen war dort im Entstehen, man nannte sie später Freudenstadt. Mit Ochsespannen wurden Wurzelstöcke ausgerissen, überall brannten Feuer, es herrschte eine lärmende Aufbruchstimmung, die geradezu ansteckend war. Ich fragte mich, was eine Stadt in dieser kalten Region wohl für Möglichkeiten haben würde. Aber an Gelegenheiten für den Handel mangelte es ja nicht, und es waren in der Gegend auch die zahlreichen Bergwerke, die für Arbeit und Wohlstand sorgten.



Abb. 26: In der Rodung bei Freudenstadt

Am Abend des dritten Reisetages erreichten wir die am rechten Talhang des kleinen Enztals gelegene Burg Fautsberg, was so viel heißt wie Vogtsberg. Die Burg liegt vor dem Höhenzug, der die linke Talseite begleitet, auf einer kleineren steilen Kuppe. Wir stellten unsere Tiere in der nahegelegenen Rehmühle ein und baten auf der Burg um Nachtquartier, was man uns gerne gewährte. Die Burg, die aus einem Bergfried und einem mächtigen Wohnhaus mit Stallungen und Gesindehäusern bestand, ist sehr abgelegen. Sie diente in Kriegszeiten immer wieder als letzte Zuflucht, hatte aber dann im Laufe der Jahre an Bedeutung verloren, da der Herzog von Württemberg zwischenzeitlich das Städtchen Neuenbürg im unteren Enztal ausgebaut und befestigt hatte. Sie war durch einen tiefen Graben, eine Schildmauer und einen kleinen Zwinger von der Zugangsseite her geschützt. Zu der Zeit besorgte der Forstmeister Eberhard Zangmeister die Vogtei im Auftrage des Herzogs. Nahe der Burg lagen die drei kleinen Weiler Aichelberg, Hühnerberg und Meistern die jeweils aus einigen wenigen Höfen bestanden. Die Burg war in gutem Zustand, hatte aber keine ständige Wachmannschaft mehr. Die Burgleute waren begierig auf neue Nachrichten, insbesondere der Vogt, der damals schon in mittleren Jahren war, fragten uns während des gesamten Abendessens nach Neuigkeiten aus der großen Welt. Abends saßen dann die Erwachsenen und eine größere Kinderschar jeglichen Alters um einen großen offenen Kamin und die Mutter des Vogtes erzählte Sagen, Begebenheiten und Geistergeschichten aus den großen Wäldern, von Unglücksfällen, Morden und einsamen Sühnekreuzen. Man zeigte uns auf Fautsberg auch die Wohnräume, in denen sich einst der große Reformator Johannes Brenz aus Schwäbisch Hall fast drei Jahre lang vor den Schergen des Kaisers Karl V verbergen musste, die ihm nach dem Leben trachteten. Dies war von 1548 bis 1550.

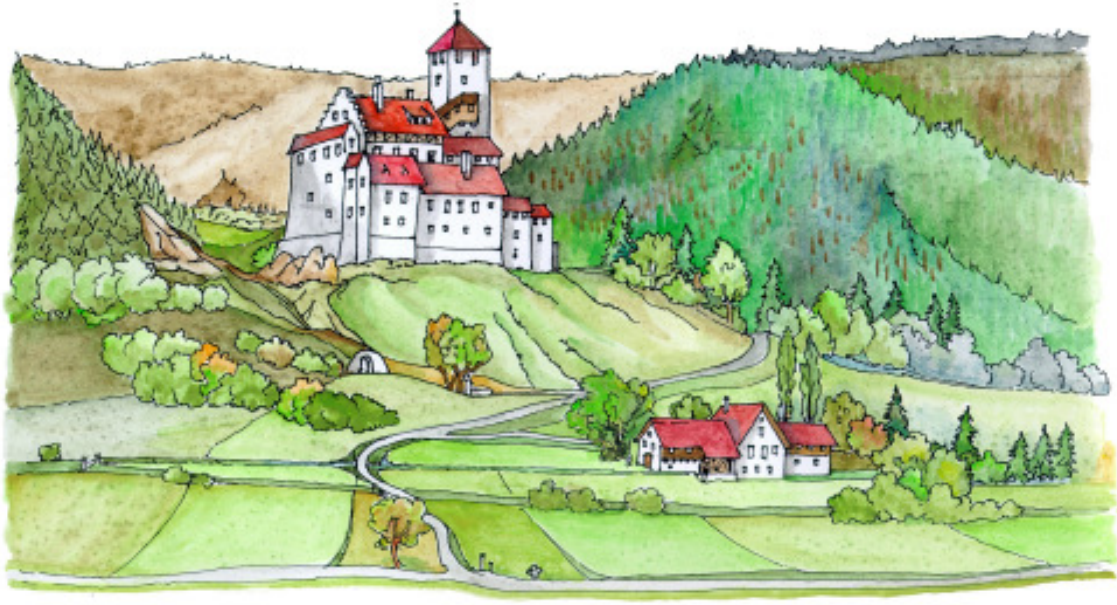


Abb. 27: Fautsberg

Talabwärts erreichten wir am nächsten Tag bereits nach etwas mehr als drei Stunden das Städtchen Neuenbürg. Über der gut mit Mauern geschützten Stadt thront die Schlossanlage auf einem hohen Bergkegel inmitten einer großen Schlinge der Enz. Der Fluss hat diesen Umlaufberg in Tausenden von Jahren aus dem Gebirge herausgearbeitet. Bisher mussten die Bewohner der Stadt Neuenbürg das auf der Burg benötigte Wasser im Frondienst auf die Burg karren. Ständig waren doppelt bespannte Wagen mit großen Wasserfässern auf dem steilen Weg hinauf zur Burg unterwegs. Diese „Fasserfron“ war für die Stadtbürger eine nahezu unerträgliche Belastung. Die Bürger knüpften daher an den Bau einer Wasserleitung zum Schloss große Erwartungen und halfen bereitwillig beim Aushub des Leitungsgrabens mit. Der Schlossberg ist nur durch einen schmalen Bergrücken mit dem benachbarten Hang verbunden. Dieser Sattel liegt aber fast fünfzig Meter tiefer als der Schlosshof. Der Baumeister des Herzogs von Württemberg, er hieß Heinrich Schickhardt, wollte eine auf dem gegenüber liegenden Hang im Gewinn „Schnaizteich“ gelegene Quelle zur Burg leiten und hierzu den tiefen Sattel mit einer Leitung aus Deichelrohren durchqueren.



Abb. 28



Abb. 29: Schloss Neuenbürg

Wir machten also unsere Aufwartung. Der Vorarbeiter der Wasserbaukolonne erklärte uns aber, man bräuchte unsere teuren Eichenrohre nicht, man hätte sehr gute Weißtanne mit engen Jahresringen und mit wenig Ästen. Wir kamen trotzdem mit den Bauleuten ins Geschäft, denn wir verdingten uns als Handwerker und arbeiteten beim Bau der Leitung mit. Zu der Zeit, als wir dort anfangen, war der Leitungsgraben fast vollständig ausgeschachtet. Die Quelle wurde später mit Lehm und Bruchsteinen so gefasst, dass sie nicht seitlich ausbrechen konnte. Sie durchfloss erst eine mit Filterkies gefüllte Kammer, in der das Wasser vorgereinigt wurde. Durch Schlitze in einer sorgfältig aufgemauerten Zwischenwand gelangte das Wasser dann in eine Brunnenstube, in der sich der feine Sand absetzen konnte. Im Wasserbecken befand sich ein Standrohr. Wenn man dieses herauszog, lief das Becken leer. Das Standrohr diente auch als Überlauf, wenn von der Quelle mehr Wasser zulief, als die Entnahmeleitung fassen konnte. Im Anschluss an das Wasserbecken überströmte das Quellwasser eine niedrige Schwelle und gelangte in ein weiteres kleines Becken. Aus diesem ging die schon erwähnte Entnahmeleitung zum Schloss ab, die mit einem Schieber verschlossen werden konnte. Sie verlief erst mit sehr geringem Gefälle entlang eines Hanges, der Buchenberg genannt wurde. Dann bog sie rechtwinklig zum Schloss ab. Die Bauleute wussten, dass jeweils dort, wo die Leitung aus der geraden Richtung abwich, eine erhebliche Kraft auftrat, welche die Rohre verschieben und auseinander ziehen wollte. Die Kraft war umso größer, je stärker die Abwinklung und je größer der Innendruck der Rohre war. Deshalb wurde dort, wo sich die rechtwinklige Abbiegung zum Schloss befand, ein Zwischenschacht, also eine Wasserkammer angeordnet, in die das Wasser frei hineinlaufen konnte. Dort sollten sich dann auch die immer noch im Wasser mitgeführten feinen Partikel absetzen und es sollte die im Wasser enthaltene Luft und Kohlensäure entweichen, die sonst den Abfluss in der Leitung stören und Verkrustungen der Rohre verursachen würde. Auch in diesem Zwischenschacht befand sich ein Standrohr, das normalerweise dem Überlauf diente. Wenn man es zog, lief der Behälter leer. Alle hölzernen Leitungen wurden sorgfältig in gestampften Lehm gebettet. Auf diese Weise sollte ein vorzeitiges Faulen des Holzes verhindert werden. Danach wurden die Leitungen wieder mit Bodenaushub abgedeckt. Der

Übergabebehälter im Schloss lag im ersten Stock eines Turmes. Da der Herzog im Schlossgarten einen Springbrunnen haben wollte, musste das Wasser auf diese Höhe gebracht werden. Der Höhenunterschied zwischen der Quelle und dem Auslauf im Schloss ließ dies gerade noch zu. Es war mir zunächst gar nicht klar, wie das Wasser auf den steilen Schlossberg hinauf kommen sollte, wo Wasser doch sonst immer das Bestreben hat, nach unten zu laufen. Der Vorarbeiter erklärte mir dann das Wunder mit Hilfe eines gebogenen Röhrchens aus Glas.

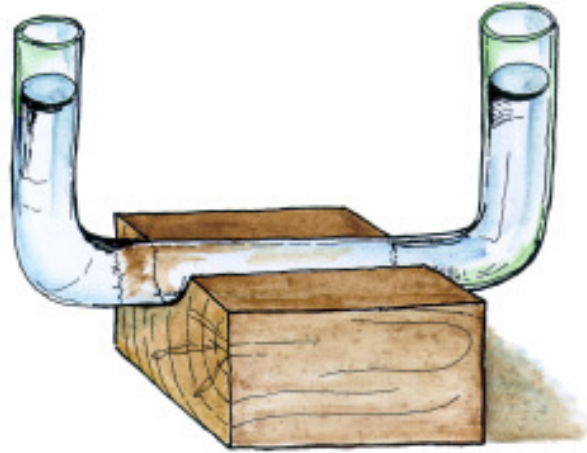


Abb. 30: Kommunizierende Röhren

Auf dem am tiefsten gelegenen Deichelrohr stand der Wasserdruck etwa fünfundfünfzig Meter hoch. Noch nie hatte man zuvor eine Leitung mit einem solchen Innendruck gebaut. Normalerweise setzte man Holzdeichel höchstens einem Druck von fünfzehn bis allenfalls zwanzig Metern aus.



Abb. 31: Wasserschieber aus Messing

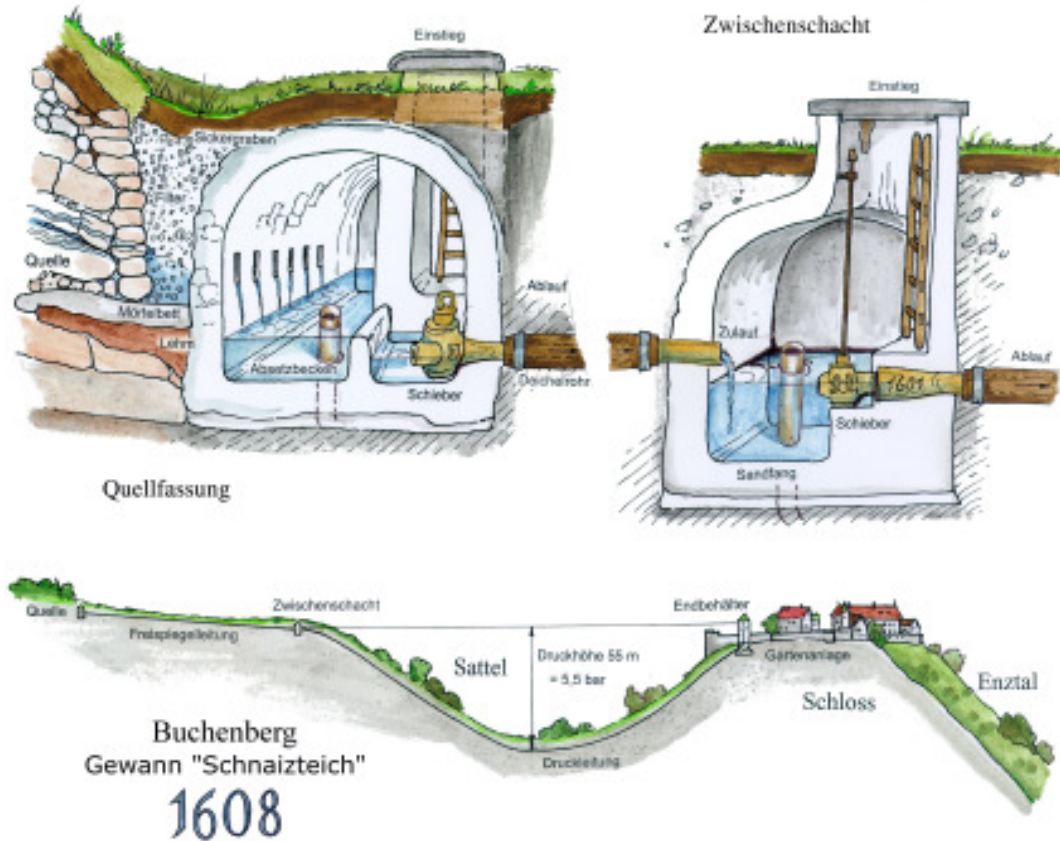


Abb. 32: Quellfassung und Wasserversorgung Neuenbürg

Wir bohrten also zusammen mit den anderen Handwerkern fast zwei Monate lang Deichelrohre. Dann kauften wir in Waldrennach Eisen, so viel unsere Tiere tragen konnten, und kamen über die „Straßburger Straße“, wie das Kinzigtal auch genannt wurde, wieder wohlbehalten nach Hause.

Sommer

Im Sommer, wenn es abends lange hell war, saßen die Burgbewohner gerne am Rande der Turnierwiese unter den großen Bäumen, die dort inzwischen gewachsen waren. Rostan, der Persien, Griechenland und Syrien kannte, setzte uns oft in Erstaunen mit seinen unbegreiflichen Äußerungen. Er behauptete zum Beispiel, die Erde sei eine unbedeutende Kugel, die sich um die viel größere Sonne drehe. Sagt nicht unsere heilige Kirche, die Erde sei der Mittelpunkt des Universums? Immer wenn Rostan solche Dinge behauptete, drohte unser guter Pfarrer mit Hölle, Pest und Inquisition. Von einer Pilgerreise nach Avignon hatten unsere älteren Herren ein Spiel mit Holzkugeln mitgebracht, das sie Boules nannten und das sie mit Hingabe spielten. So hörte der Pfarrer meist nicht mit und wir konnten uns ungestört über viele interessante Fragen unterhalten. Unsere Hebamme Berta fragte eines Tages, wie oft man Kinder baden solle. Persische Ärzte sagten, dass sowohl im Wasser als auch im menschlichen Körper winzige Würmer seien, die man nicht sehen konnte. Die einen zerkleinerten im Darm die Nahrung. Es

gab auch welche, die den Menschen krankmachten. Diese schlechten befanden sich nach ihrer Meinung im Schmutz und überall dort wo übler Geruch und Fäulnis waren, vor allem aber in abgestandenem Wasser. Berührte ein kranker Mensch einen Gesunden, so konnte der Gesunde ebenfalls krank werden. Auch durch Ausspucken und Husten würden sich angeblich Krankheiten. Unser Perser meinte daher, dass man häufig die Hände waschen und dass man Kleinkinder jede Woche baden sollte. Am besten wäre es, getrockneten Thymian und Quendel ins Badewasser zu geben. Bald darauf wurde unser edler Herr, der jüngere von Rathsamhausen zum Stein, auf der Jagd von einem Eber angefallen. Die Frauen richteten ihm mit großer Erwartung ein heilsames Kräuterbad.



Abb. 33: Badender Burgherr

Auf Rostans Rat legte man auf die Wunde später eine Schnitte Brot mit weißem Schimmel und machte ihm einen Verband aus sauberen Tüchern. Die Wunde heilte alsbald ganz vorzüglich und unser Herr hatte nur seinen treuen Hund zu beklagen, der leider nimmer lebendig wurde.



Abb. 34: Thymian

Unser Pfarrer wettete nahezu täglich gegen die Verwendung der Arcubalista auf Girbaden. Die Armbrust sei eine heimtückische Waffe, mit der jeder Strauchdieb aus dem Hinterhalt einen edlen Ritter vom Pferd schießen könne. Daher habe unser allerchristlichster Heiliger Vater Innozenz III bereits anlässlich der zweiten Lateransynode von 1139 die Armbrust als „Deo odibilem“, als von Gott gehasste Waffe, geächtet und verboten. Mein Vater erwiderte, dass es besser gewesen sei, wenn Innozenz anstatt der Armbrust den Krieg selbst verboten hätte.



Abb. 35: Armbrustschütze

Es sei eine Schande, wenn immer noch Christen gegen andere Christen das Schwert ziehen würden. Auf Girbaden werde die Arcubalista ausschließlich zur Verteidigung verwendet, sie sei nicht heimtückischer als die neuen Feuerwaffen. Im Übrigen habe Innozenz den Krieg nur deshalb nicht geächtet, weil er selbst den ritterlichen Waffengang so geliebt habe. Die Ritter würden bei diesen sinnlosen Treffen aufgeplustert wie die Gockelhähne auf dem Mist, um Sieg, Ruhm und Ehre streiten und dabei die Feldfrucht, den Bauern und das Land selbst zugrunde richten. Für einen gläubigen Christenmenschen sei Friede das Gebot der Stunde.



Abb. 36: Steinschleuder

Andlau (September 1601)

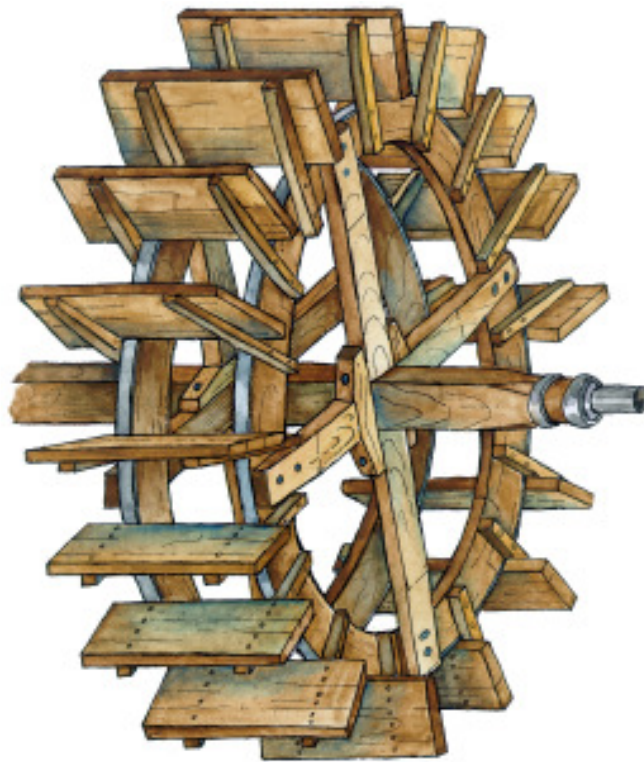


Abb. 37: Mühlrad

Im Alter von fünfzehn Jahren gab mich mein Vater zu einem befreundeten Mühlebauer nach Andlau in die Lehre. Die Mühlebauer, die man auch Mühlärzte nennt, kennen sich gleichermaßen mit dem Wagnerberuf und dem Handwerk des Schmiedes aus. Auch müssen sie mit der Ausführung von Zimmermannsarbeiten bewandert sein und sich mit Erfolg als Schreiner betätigen. Mein Meister hatte in seiner Werkstatt einen sehr nützlichen Sägetisch. Die fein gezähnte Säge wurde durch ein Wasserrad bewegt. Ein großer Schwingbaum sorgte dafür, dass das Sägeblatt immer gespannt war.



Abb. 38: Steuerbrettchen für Wasserzulauf

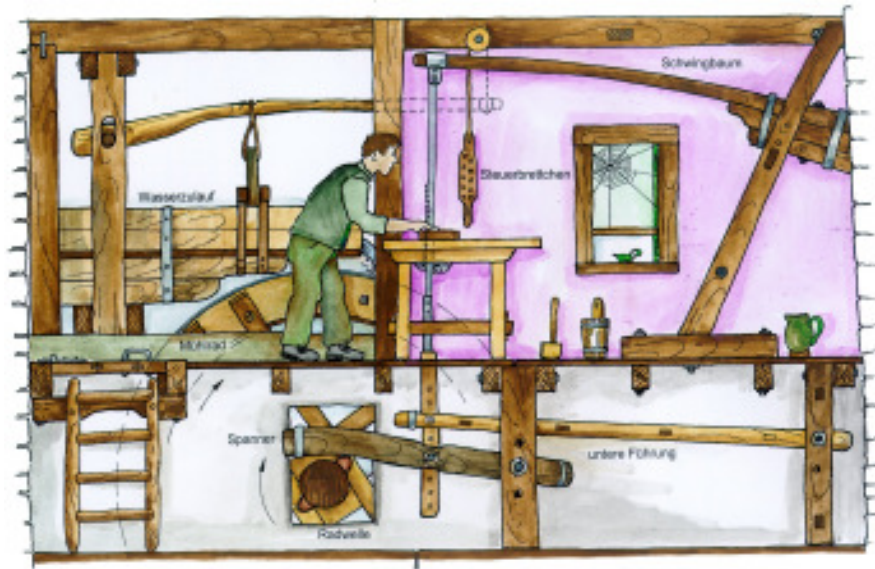


Abb. 39: Schwingsäge

Mit dem Wasserrad trieben wir auch eine große Drehbank an. Während meiner Ausbildung lernte ich, welches Holz für welchen Zweck am besten geeignet ist. Mit dem Falzhobel versah ich Bretter mit Nut und Feder, ich fertigte aus Ulme die Naben der Wagenräder, fügte die Speichen aus Eiche und die Felgen aus Esche mit den Verbindungsdübeln aus Eiche zusammen. Wir bauten Laufkräne für Burgen und allerhand Räderwerk für Mühlen. Ich schmiedete die Lagerzapfen für Mühlräder und lernte, bei der Herstellung der Radkränze die Faserrichtung zu beachten. Bald konnte ich alleine ein Mühlrad mit Zellen aufreißen und einteilen, die Nuten für die Radschaufeln ausstemmen, die Schaufeln einsetzen, den genieteten Radkranz aus Eisen aufziehen. Bei einem Mühlrad mit Zellen wird der Boden des Schaufelkranzes zum Schluss von innen mit hohem Druck in das Rad gedrückt, so dass die beiden Radkränze gespannt werden und das Rad zusammen pressen.



Abb. 40: Laufrad einer Schwarzwälder Hausmühle

Ich fertigte kleinere Zahnräder aus Nussbaumholz, und ganze Vorlegegetriebe für Mühlen, auch Kammräder, Kronräder, Wellen und Riemenscheiben, von einem Tier bewegte Göppelwerke und überdachte Windwerke für Brunnen, mit denen der Eimer aufgezogen wurde. Bei allem Tun kam mir meine Volontärzeit in der Zimmerei meines Onkels sehr vonstatten. Auch konnte ich das Wissen über die Reinhaltung des Wassers, das mir Rostan beigebracht hatte, stets gut verwerten. Schließlich konnte ich auch die komplizierten Holzmodelle herstellen, die man verwendet, um Gussformen aus Schamotte abzuformen. Man muss die Modelle immer etwas größer machen, weil sich das Metall des Gussstücks beim Abkühlen zusammenzieht. Ein Glockengießer stellte mit Hilfe dieser Modelle dann die Lagerschalen für unsere Mühlräder her.

Nach vier Jahren Lehrzeit wurde ich von der Zunft der Mühlärzte freigesprochen. Ich war nun Geselle im Mühlebauhandwerk und ging zusammen mit Andres, dem Sohn meines strengen Lehrmeisters, auf die Walz.

Auf der Walz (Mai 1605)



Abb. 41: Auf der Walz

Mit Werkzeug und Proviant ausgestattet marschierten wir erst durch das nördliche Elsass, von dort aus in die Pfalz. Unterwegs arbeiteten wir immer wieder einige Tage lang für Kost und Logis. Wir mieden die großen Städte, denn es waren unruhige Zeiten. Überall waren Werber zugange, die junge Männer mit falschen

Versprechungen und oft mit unlauteren Mitteln in die Heere ihrer Fürsten zwangen. Auch Handwerker zur Wartung des Kriegsgerätes wurden dringend gesucht. Ich will nun lediglich unsere wichtigsten Stationen aufzählen: In der Nähe von Weissenburg in der Pfalz liegt die Burg Berwartstein. Diese besitzt einen 104 m tiefen senkrechten Brunnenschacht von etwa zwei Metern Durchmesser, der vor langer Zeit von erfahrenen Bergleuten aus dem Sandstein gebrochen wurde. Alleine schon wegen des Gewichts der Seile konnte man den Eimer nicht mehr von Hand aufziehen, sondern brauchte über dem Brunnenschacht eine Seilwinde. Für den Bau des Brunnenschachtes benötigte man nahezu vier Jahre. Das heißt, man konnten im Mittel nur 26 Meter pro Jahr in die Tiefe vordringen. Je tiefer der Brunnen wurde, desto schlechter wurde die Atemluft. So warfen die Bergleute in ihrer Not brennende Strohbüschel in den Schacht um einen Luftaustausch zu bekommen. Die größte Gefahr ging von nachfallenden Steinen und von den Eimern, mit denen der Schutt hochgezogen wurde, aus. Ein weiteres Problem war, dass die Mannschaft im Schacht nirgends ihre Notdurft verrichten konnte. Die Enge im Schacht und die Wärme führten häufig zu Streitigkeiten und zu Unterbrechungen der Arbeiten. Ob damals in dem engen Schacht Zwischenpodeste und Leitern vorhanden waren, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

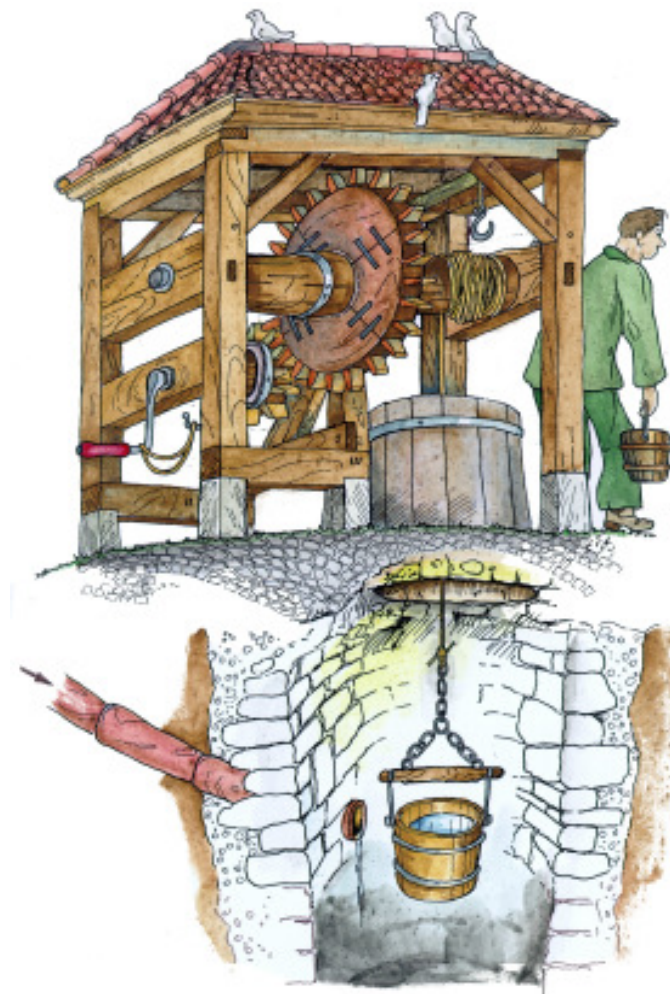


Abb. 42: Windwerk eines tiefen Brunnens

Nun war es an der Zeit, den Brunnen wieder einmal zu reinigen. Steine und Sand hatten sich von den Brunnenwänden gelöst, auch lagen gerissene Seile und die zugehörigen Eimer im Schacht und das Wasser war durch den Kot der Tauben, die im Brunnenhaus nächtigten verunreinigt. Wir bauten eine zweite Winde über dem Brunnen auf, mit der ein Mann, der in einer Hose aus Rindsleder steckte in die Tiefe abgeseilt werden konnte. Es brauchte mehrere Tage, bis der Brunnen sauber war. Dann wurde das Gebälk des Brunnenhauses so verwahrt, dass dort keine Sitzgelegenheit mehr für Vögel bestand.

Andres und ich zogen danach mehrfach mit der Seilwinde den Eimer auf. Wir stellten fest, dass das Hinablassen, Füllen, das Hinaufziehen und Entleeren zusammengenommen so lange dauerte wie neun Vaterunser, dass man also, wenn es gut lief allenfalls zehn bis zwölf Eimer Wasser pro Stunde gewinnen konnte. Unser nächster längerer Aufenthalt war in Maulbronn. Das ehemalige Zisterzienserklaster zu dem etliche Dörfer und etwa hundert Gutshöfe gehörten, wurde 1504 von Herzog Ullrich von Württemberg überfallen und erobert. Im Jahre 1556 wurde Württemberg nach dem Willen seines Landesvaters evangelisch und die Zisterzienser verließen ihre geliebte Heimat Maulbronn. Nicht alle Klosterbrüder schlossen sich diesem Exodus an. Zu der Zeit als wir dort waren, lebte noch ein über neunzigjähriger, gütiger Mönch, der sich um die Bienen und den Kräutergarten kümmerte und die Gräber des Friedhofes pflegte.



Abb. 43: Alter Mönch in Maulbronn

Er galt als leicht geistig behindert, aber er war lediglich alt, in sich gekehrt und mit seinen Gedanken schon in einer anderen Welt. Ich hatte ihn sehr gerne und er öffnete mir die Augen für einen ganz anderen, sozusagen geistigen Aspekt des Wassers: Maulbronn, so erklärte er, sei wie viele Zisterzienserklöster ein Abbild des

Paradieses. Das Kloster sei außen mit einer hohen Mauer umschlossen, die zahlreichen Wasserläufe im innern der Anlage würden die vier Paradiesflüsse Pischon, Hiddekel, Gihon und Perat symbolisieren. Sein Orden, die Zisterzienser, habe sich in besonderem Maße dem Gartenbau, der Pflege und Veredelung der Obstbäume, der Zucht gesunder Feldfrüchte und der Tierzucht verschrieben. Die blühenden Gärten innerhalb der Klostermauern und die prächtigen Tiere in den Ställen seien ebenso ein Abbild des Paradieses wie die schönen Klostergebäude. Im Paradies habe es auch schon ein Mühlrad mit Kollergang gegeben, mit dem Gott den Lehm für die Erschaffung von Adam und Eva bereitet habe. Das Beste aber, was Gott zum Wohle der Menschen geschaffen habe, sei das Wasser. Daher finde man in den Klöstern der Zisterzienser immer reichlich Wasser, und der Orden würde peinlich darauf achten, dass dieses Wasser sauber bleibe. Wasser komme vom Himmel und trage in sich eine geheime Botschaft, die dem Menschen, der sich für diese Botschaft öffne, einen klaren Geist und die Fähigkeit, Gottes Ruf zu hören, verleihe. Daher würden kleine Wasserkanäle auch unter Kreuzgang und Kirche verlaufen, um diesen heiligen Räumlichkeiten Geist und Spiritualität zu verleihen. Was der Alte über das Wasser berichtete, erinnerte mich an unsern ehemaligen Sklaven Rostan. Auch er hatte immer wieder von den dem Wasser innewohnenden geistigen Kräften gesprochen. Ich dachte in der Zeit viel über die wunderbare Natur des Wassers nach. Der Alte rezitierte nun auch die Bibelstelle, in der gesagt ist, dass bei der Heiligen Taufe der Mensch durch Wasser und Geist neu geboren werde. Durch seine Rede öffnete er mir damals in besonderem Maße die Augen für das Wunder des Elementes Wasser.

Wir blieben noch mehrere Tage in Maulbronn, zerlegten und reparierten zusammen mit einheimischen Handwerkern das große Mühlrad, dessen Radschaufeln erneuert werden mussten.

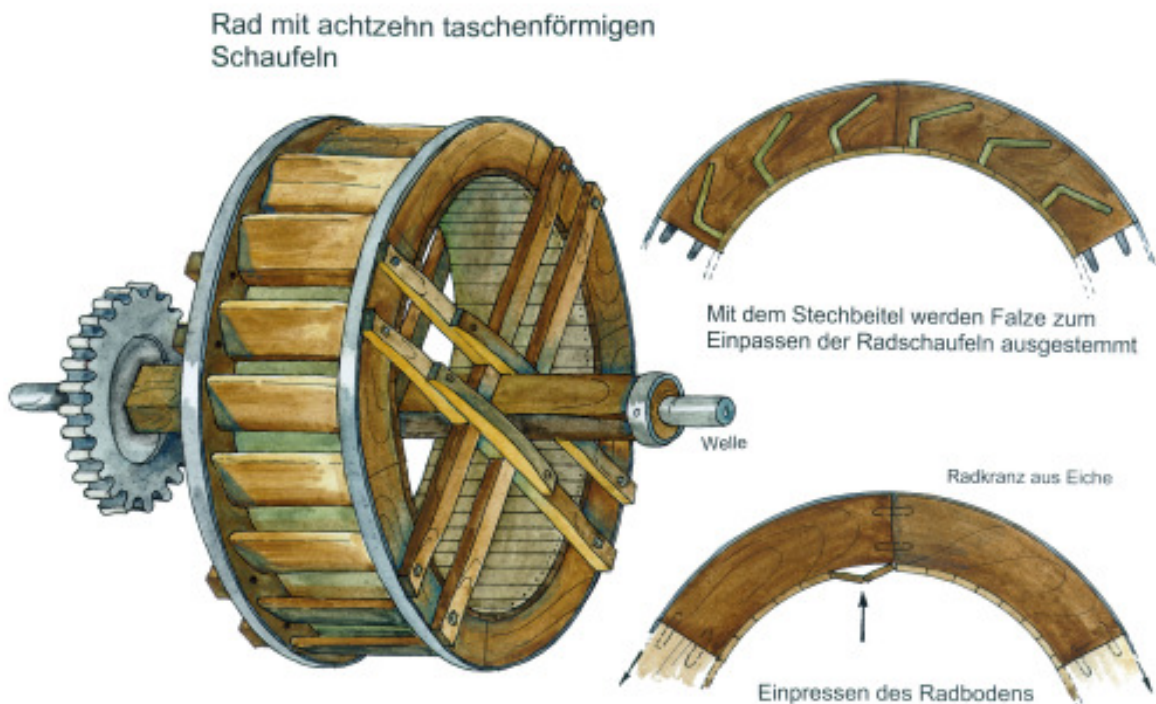


Abb. 44: Mühlrad

Nun folgten wir wieder dem alten Handelsweg der von Speyer kommend über Cannstatt nach Esslingen im Neckartal, und bei Plochingen ins Filstal führte. Man kam erst nach der Stauferstadt Göppingen, danach durch mehrere Dörfer, nun durch eine weitere Stadt ohne Ringmauer, aber mit vielen alten Fachwerkhäusern, die sich Altstadt nannte. Bald danach standen wir vor einer andern, diesmal gut befestigten Stadt, die Geislingen hieß. Sie sperrte mit ihren Mauern die weitere Straße und erhob Straßenzoll. Über der Stadt lag eine mächtige Burg auf einem Felssporn, die durch zwei Wehrgräben mit Zugbrücken vom Hinterland getrennt war. Sie gehörte einst den Grafen von Helfenstein, die einen Olifanten im Wappen führten. Es hieß, die Festung Helfenstein habe einen hundert Meter tiefen Burgbrunnen. Stadt und Burg waren zu der Zeit, als wir dort anlangten, an die freie Reichsstadt Ulm verpfändet. Zur Burganlage gehörte auch ein in großem Abstand von der Burg stehender einzelner Turm, den die Einheimischen „Ödadura“ nannten, was so viel hieß wie „Öder Turm“ oder alleinstehender Turm. Der Turm sei bis zu seiner Spitze 36 Meter hoch und bewache von seiner Höhe aus die Geislinger Steige, eine der wichtigen Straßen zur Albhochfläche. Die Straße unterhalb des Turms führte durch das Rohrchtal hinauf und dann weiter nach Ulm. Das Turmbauwerk hatte bis zur halben Höhe quadratischen Querschnitt und ging dann in die runde Form über. Seine wehrhaften Mauern bestanden aus sorgfältig zugehauenen Buckelquadern mit Randschlag, wie wir sie auch im Elsass kannten. Der Turm leuchtete weit über die schöne Landschaft.



Abb. 45: Der Ödenturm

Am Stadttor von Geislingen wurden wir dann mit den Stadtknechten nicht einig. Was wir auch sagten, sie verdrehten uns das Wort im Munde, und waren grob, und abweisend. Wir ließen daher Geislingen, links liegen, folgten weiter dem Lauf der Fils, die vor der Stadt einen großen Bogen nach Westen macht und stiegen von dem Dorfe Überkingen aus, das am Anfang des oberen Filstales liegt, auf einem schmalen Fußweg kräftig bergan. Der Aufstieg war beschwerlich, führte uns aber auf die Höhen der Schwäbischen Alb. Wir waren fast schon oben angelangt, da kam von Westen ein anderer Weg auf den unseren zu. Von dort kamen zwei Frauen mit einem Kuhfuhrwerk. Auf dem Wägelchen befand sich ein Wasserfass. Wir fragten, ob es in der Nähe einen Brunnen gäbe, und sie wiesen uns die Richtung.



Abb. 46: Frauen beim Wasserholen

Wir kamen bald zum Grund eines kleinen Steinbruches. Dort befand sich eine niedrige Mauer, in der ein Rohr steckte. Daraus sprudelte ein kräftiger Wasserstrahl. Kinder spielten am Wasser und machten uns Platz, damit wir unsere Wasserflaschen füllen konnten. Wir gingen nun auf den Weg zurück, der nach uns weiterem Aufstieg in ein Dorf führte, das dort ganz am Rande der Hochfläche lag. Von dort aus hatten wir einen weiten Blick ins untere Filstal und ins Neckartal. Man sah die drei Stauerberge, die Staufen, Stuifen und Rechberg heißen und an denen wir eine Woche zuvor vorbeigekommen waren. Die fruchtbare Hochebene der Alb mit ihren Kornfeldern und Schafweiden lag mehr als zweihundert Meter höher als das Filstal. Oben gab es weitere Dörfer, aber keine Wasserläufe, weil alles Wasser im Untergrund versickerte. Breite Trockentäler zeigten an, dass vor langer Zeit einmal Bäche vorhanden waren, die nun aber unerreichbar in der Tiefe flossen. In den Dörfern sah man große ummauerte Teiche, die Hüle oder Hülbe genannt wurden. Das Wasser darin kam von Dächern und Hofflächen, war schlammig, grün und mit Entengrütze bedeckt. Die Hülen dienten hauptsächlich für das Vieh. Auch das Brauchwasser schöpfte man manchmal dort. Einzelne Höfe hatten zusätzlich mit Lehm ausgekleidete Zisternen ohne Filter. Andere Bauern fingen das Dachwasser in großen Bütten auf. Hinreichend sauberes Wasser gab es nur, wenn man vom Rand der Hochfläche etwa sechzig Meter hinab stieg. Hier traten über einer stauenden

Schicht, die Leimen genannt wurde, einzelne Quellen aus, die sich aber nach heftigen Regenfällen stark eintrübten. Bei dem Brunnen im Steinbruch, an dem wir Wasser geschöpft hatten, handelte es sich um einen solchen Wasseraustritt. Am Spätnachmittag kam plötzlich Nebel auf, so dass man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte. Ein Wetterumschwung sei auf der Alb häufig, wurde uns später gesagt. Es standen daher in regelmäßigen Abständen Lindenbäume entlang der Straßen, damit Menschen, die sich bei Schneetreiben oder im Nebel verirrt hatten, zurück zum Dorf fanden.



Abb. 47: Im Nebel

Die Bäume tauchten wie Gespenster aus dem wogenden Nebel auf, in der Ferne läutete eine Glocke. Wir fanden damals noch rechtzeitig zu einem Schafstall, dessen Dach bis auf die Erde reichte. Der Schäfer war froh, Gesellschaft zu haben, gab uns auch Brot, Most und Schafskäse, nahm gerne von unseren mitgebrachten Wecken und Brezeln und schilderte uns ausführlich sein einsames Leben auf der Alb. Sein Geburtsort war ein kleines Dorf im Südwesten Frankreichs in einem walddreichen Gebirge, das Sidobre hieß, gelegen. Seine Familie lebte damals von der Schafzucht und einer kleinen Landwirtschaft. Da der Ertrag nicht ausreichte, die Familie zu ernähren, war er schon als Siebenjähriger weggegeben worden und hütete für einen Bauern im Hochtal des Verdon in der Gebirgsregion der Haute-Provence die Schafe. Später war er dann auf Wanderschaft gegangen, hatte immer wieder als Schäfer gedient und war schließlich auf die Alb gekommen. Die Schäfer dieser Gegend unternahmen mit ihren Herden oft lange Wege über die Hochflächen der Alb, um zur nächsten Weide zu kommen. Sie stritten sich teils heftig mit den Bauern, wenn sie ihre Herde an einer der Hülen tränken wollten. Im Winter oder bei schlechtem Wetter stellten sie die Schafherden in diesen speziell hierfür von den Schafhaltern gebauten Ställen ein. Diese Stallungen hatten in der Mitte ein großes Tor, das mit einem hohen Gatter verschlossen werden konnte, so dass die Tiere vor dem kalten Wind und vor Wölfen geschützt waren, aber immer noch genügend Luft zum Atmen hatten. Das Dachwasser der Schafställe wurde in Zisternen gesammelt und dann zum Tränken der Herden verwendet. Hierfür gab es lange Holztröge, in die das Wasser aus der Zisterne geschöpft wurde. Auf der Alb regnete es ziemlich häufig, so dass die Zisternen der Schafställe meist genügend Wasser hatten. Wassernot herrschte aber dann, wenn die Herden unterwegs waren.



Abb. 48: Schafstall auf der Alb

Gegen Abend holte der Schäfer ein seltsames Saiteninstrument, eine Art Laute, aus seinem Schäferkarren und begann in der Sprache seiner Heimat Lieder voll Heimweh und Einsamkeit zu singen. Wir konnten den Text nicht verstehen, obwohl wir Elsässer die französische Sprache beherrschen. Von seinen Liedern ist mir nur eine Verszeile in Erinnerung geblieben Sie lautete:

**s´aviái un milierat de fedas e una femna aimabla dins lo lièch,
- que seriá plan . . .**

„Wenn ich tausend Schafe hätt´ und ein liebes Weib im Bett – ach wär´ das schön“

Wir verbrachten die Nacht in einem an den Stall angebauten Schuppen, in dem Stroh gelagert war. Dort wimmelte es nur so vor Mäusen. Am nächsten Morgen hatte sich der Nebel gelichtet. Ein großer Fuchs war vor dem Schuppen mit Mäusefang beschäftigt und ließ sich durch unsere Anwesenheit nicht stören. Der Schäfer zeigte uns die Richtung, in die wir gehen mussten, und wir kamen schließlich auf unserem weiteren Wege an das Benediktinerkloster Blaubeuren, wo wir einige Zeit als Mühlärzte Arbeit fanden. Es befand sich dort eine besonders starke Karstquelle, die aus einem riesigen Quelltopf kam. Die unergründliche Tiefe des Wasserbeckens leuchtete blau, und das Wasser stieß wallend an die Oberfläche. Es trieb sofort ein Mühlrad, das zu einer Schleifmühle gehörte. Die mit Nocken versehene Radwelle setzte auch einen kleinen lärmenden Schmiedehammer in Bewegung, der die ganze Schmiede erzittern ließ. Die Werkstätte stellte in ihrer Schmiede Stabeisen her, aber auch allerhand Werkzeuge wie Stemmeisen, Beile, Messer und vor allem Sensen, Sichel und Haumesser für die Waldarbeit. Man schärfte diese Werkzeuge an großen Schleifsteinen. An rotierenden Mühlsteinen, deren Lauffläche mit Schweinsleder bezogen war, bekamen die besseren Messer einen Feinschliff und die Klingen wurden zusätzlich poliert.



Abb. 49

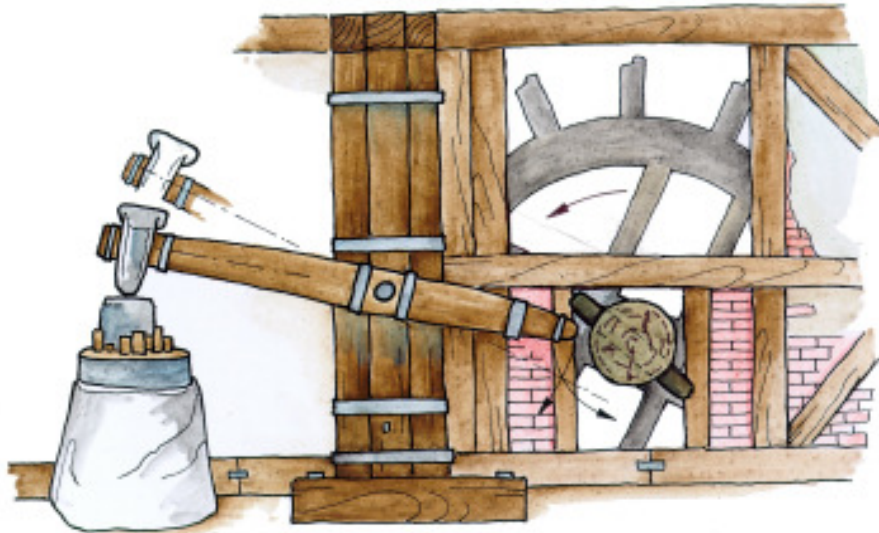


Abb. 50: Hammermühle vom Blautopf

Das Rad war ein sogenanntes Strauberrad mit einfachen Holzbrettern anstelle von Zellen. Das Wasser des Quelltopfes wurde durch ein aus großen gesägten Tuffsteinen aufgeschichtetes moosbedecktes Wehr gestaut und zu einer Stellfalle oberhalb der Mühle geleitet. Von dort schoss es wirbelnd in eine hölzerne Rinne. Das Rad, auch unterschlächtiges Wasserrad genannt, tauchte mit seinen Schaufeln in die Rinne ein und drehte sich mit großer Geschwindigkeit. Es war lange Zeit nicht mehr ausgebessert worden. Kein Wunder, dass es von Moos und Fäulnis befallen war. Aufgrund der einfachen Konstruktion hatten wir keine Mühe, die Radschaufeln auszuwechseln und die Radspeichen vom Moos zu befreien.

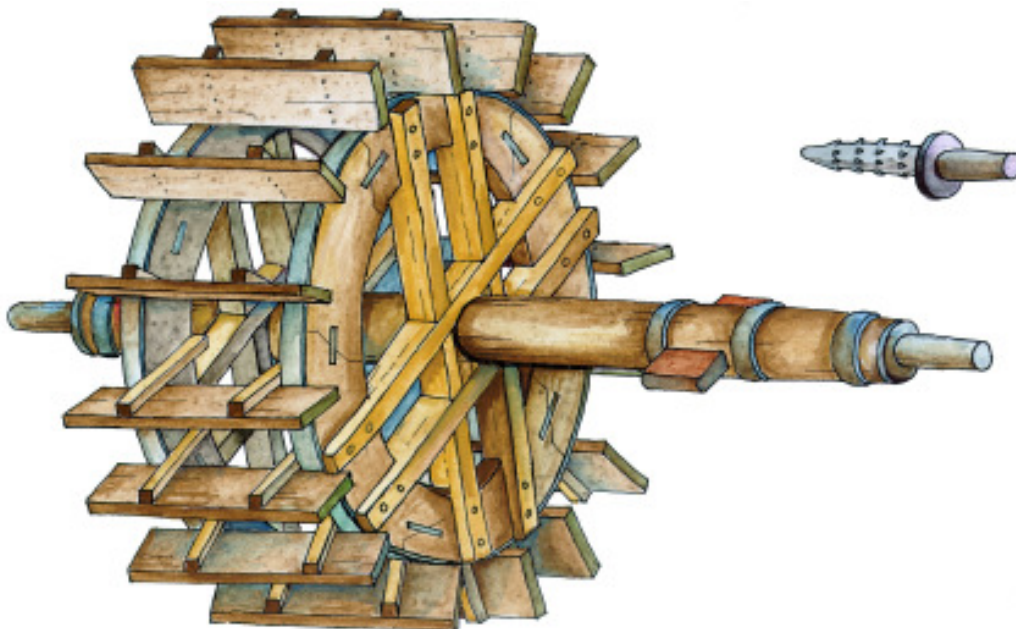


Abb. 51: Strauberrad vom Blautopf

Man entlohnte uns ordentlich, und Andres und ich setzten unseren Weg über Schelklingen und das Schmiechtal bis Ehingen fort. Nun folgten wir dem Tal der Donau, hatten auch unterwegs immer wieder Arbeit. Am Weg lag das Kloster Marchtal. Dort betrieb das Kloster an der Straße bei Untermarchtal einen Kalkbrennofen. Zwei Männer zerschlugen dort mit schweren Hämmern Ziegelstücke zu feinem Ziegelmehl. Das Ziegelmehl gab zusammen mit gelöschtem Kalk und feinen Sand im Verhältnis drei Teile Sand, zwei Teile Kalk, ein Teil Ziegelmehl gemischt einen wasserbeständigen Mörtel. Diese Art von Mörtel verwendete man hauptsächlich zum Ausstreichen gemauerter Wasserbehälter. Die Männer luden uns zum Vesper ein, man kam ins Gespräch über woher und wohin. Wir erzählten, dass wir bei den Bergwerken im Enztal Steinbrecher, sogenannte Kollergänge gesehen hatten, bei denen ein Tier im Kreis lief und einen schweren Mahlstein bewegte. Die Bergleute würden diese Mechanik zur Zerkleinerung des erzhaltigen Gesteins verwenden. Wir schlugen vor, auch für die Herstellung des Ziegelmehls einen solchen Kollergang einzusetzen. Die Männer wollten aber bei ihrer bisherigen Art der Herstellung bleiben und meinten scherzhaft, wir sollten doch auch Mitleid mit dem armen Ochsen haben, der den ganzen Tag im Kreis gehen müsse.

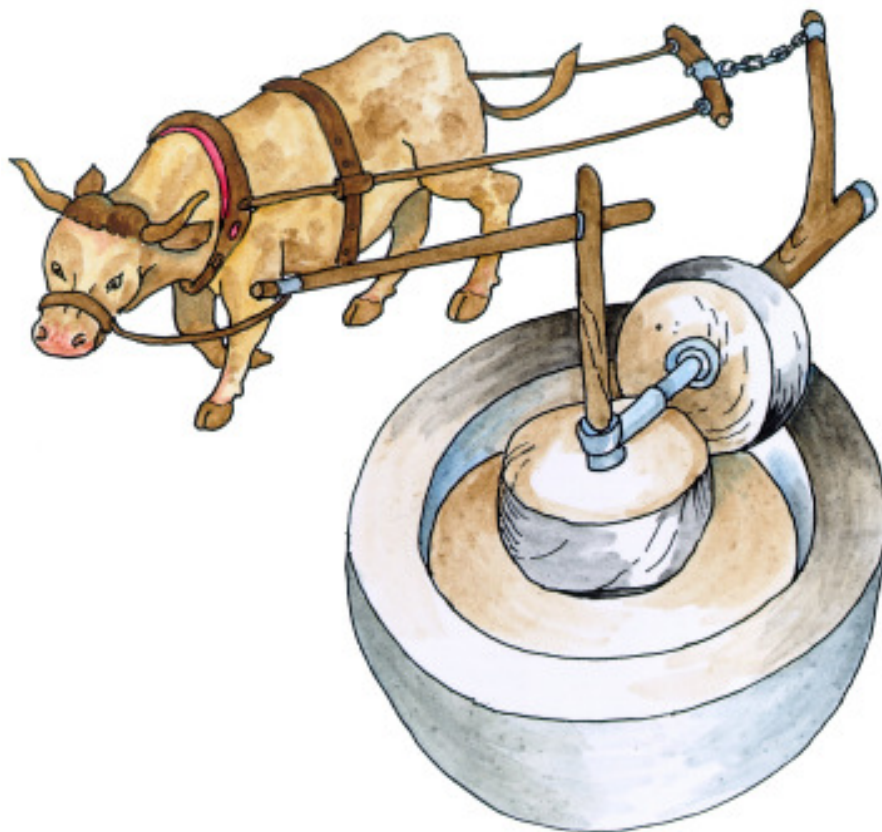


Abb. 52: Kollergang

Weiter ging es über Riedlingen zum Frauenkloster Heiligenkreuztal, dann nach Mengen, Sigmaringen, und durch das wilde Donautal. Vorbei an der Burg Wildenstein, die den Grafen von Zimmern gehörte, danach nach Kloster Beuron und von dort aus nach Tuttlingen. Hoch über der Stadt Tuttlingen erhob sich feindlich

drohend die Grenzfestung Honberg. Stadt und Festung gehörten damals den Württembergern. Wir sahen zu, dass wir weiterkamen. Obwohl man erst Anfang September schrieb, waren die Nächte schon empfindlich kalt. Wir mussten entweder für längere Zeit Arbeit und ein Winterquartier finden oder vielleicht sogar nach Girsbad zurückkehren. Die Städte wurden nun kleiner, die Wege schlechter und Menschen seltener. Die großen Wälder des Hochschwarzwaldes kamen immer näher. Über Möhringen, Immendingen, Geisingen und Hüfingen erreichten wir Löffingen und endlich Bonndorf. Es schien uns des öfteren, als hätten wir uns in der dünn besiedelten Gegend gänzlich verlaufen. Der ausgefahrene Karrenweg, den wir von Bonndorf aus gewählt hatten führte hinab ins Steinatal, dann durch einen finsternen, nicht enden wollenden Wald hinauf nach einem einsamen Wirtshaus, welches das Roth'sche Haus oder auch Rothhaus genannt wurde. Nahebei gab es ein Örtchen mit Namen Brännlisbach, in dem ein ärmliches Völkchen von Glasbläsern wohnte, das uns aber freundlich mit Speise und Trank versorgte. Dort begann das Mettmatal, über das man, wie uns versichert wurde, ins Rheintal gelangen würde. Nun wanderten Andres und ich auf schmalen Wegen dieses bewaldeten Tal hinab bis wir an eine Mühle kamen, die Heidenmühle genannt wurde. Das Wort „Heiden“ bedeutet im dortigen Sprachgebrauch „sehr alt“. Die Mühle, die aus dem zwölften Jahrhundert stammte, war tatsächlich sehr alt, der Müller auch. Sein einziger Sohn hatte sich als Soldat verdingt. So hauste er ganz alleine in der alten Mühle. Arbeit für uns hatte er nicht. Nach kurzer Rast auf der Bank vor der Mühle kamen wir bald an ein festes Wehr aus mächtigen Baumstämmen. Am Wehr ging ein künstlicher Kanal ab, den man dort, wie wir später erfuhren, das Berauwuhr nannte. Wir folgten von nun an viele Kilometer weit dem Pfad neben der Wühre. Der Wasserlauf hatte kaum Gefälle und war aufs beste unterhalten. Teilweise war das Gerinne aus dem anstehenden Fels gehauen, ab und zu überquerte es in Holzrinnen kleine Seitenbäche.

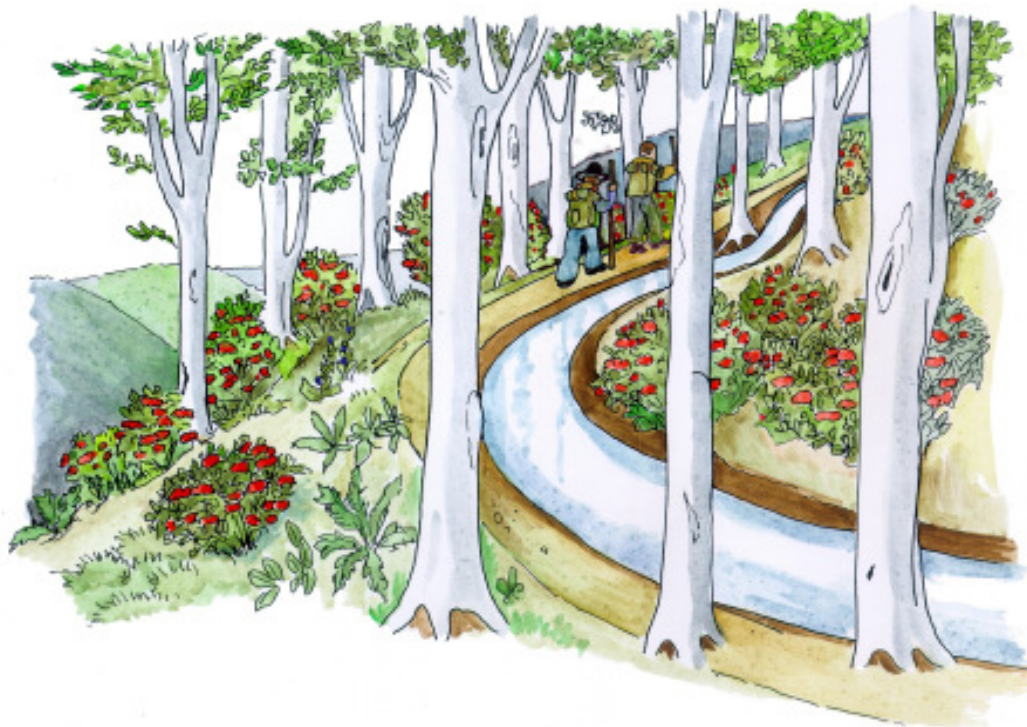


Abb. 53: Berauwuhr

Der künstliche Bach führte uns geradewegs zu einer Hochebene über dem inmitten von Kornfeldern gelegenen Dorf Berau mit seinem Frauenkloster. Die Wühre wurde oberhalb des Dorfes auf einem künstlichen Damm geführt, der dann in eine aufgeständerte Rinne aus Holz übergang. Das vorhandene Gefälle reichte aus, um eine Mühle und eine Ölmühle zu betreiben. Die Wühre versorgte auch Dorf und Kloster mit Trinkwasser, speiste die vorhandenen Fischbecken des Klosters, durchfloss ein Waschhaus und wurde schließlich noch zum Wässern der Wiesen genutzt. Zum Kloster gehörte ein großer Gutshof. Der Ort lag auf einer freien Hochebene und bot einen weiten Blick in das Rheintal. Man konnte damals, als wir dort waren, bis zu den fernen Schweizer Bergen sehen.

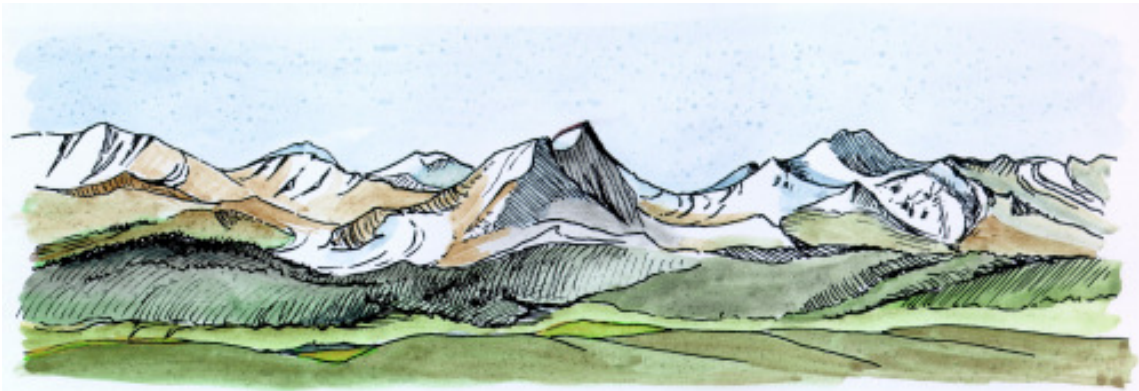


Abb. 54: Die Schweizer Alpen

Die Nonnen hatten zwar keine Arbeit für uns, gaben uns aber trotzdem Verpflegung und Unterkunft und zeigten uns am nächsten Tag den Weg ins Rheintal. Es ging sogleich steil hinab, dann vorbei an einer Burg, die Gutenberg hieß. Danach erreichten wir ein stattliches Klostergut mit Namen Gurtweil, das damals bereits zum Besitz des Klosters St. Blasien gehörte. Das Hofgut war von einer hohen Mauer umgeben. Im Innenhof standen alle Ställe und Scheunen weit offen, einige Schweine lagen im Schmutz und auf dem Dach eines Taubenhauses gurrten die Tauben. Die gesamten Klosterleute waren wohl draußen auf den Feldern. Auf unser Rufen kam eine furchterregende männliche Gestalt an das Gatter des Tores, machte ein unverständliches Gebrüll und drohte den Hund von der Kette zu lassen. Der Mann war geistig etwas zurückgeblieben und erschreckte Andres so sehr, dass dieser die Flucht ergriff. Auch ich wurde aufgefordert zu verschwinden, was ich auch schleunigst befolgte.

Tiengen und Küssnach (September 1605)

Wir näherten uns nun einer kleinen befestigten Stadt mit Namen Tiengen. In den Obstwiesen vor dem Stadtgraben war gerade die Ernte im Gange. Auch waren zahlreiche Familien mit ihren Kindern draußen bei der Gartenarbeit. In der Ferne tummelte sich eine Schweineherde in einem morastigen Hohlweg. Die Sauen stöberten im Unterholz einer Hecke nach Schnecken, Mäusen, Pilzen und herabgefallenen Früchten. Der Schweinehirt blies sein melodisches Horn, piff ab und zu seinem abscheulichen Hund, und die Glocke der Leitsau bimmelte.



Abb. 55: Schweinehirt mit Herde

Einige Kühe weideten nicht weit davon auf einem eingefriedeten Stoppelacker das Unkraut ab, das zwischen den Stoppeln spross. Die Stadtmauer aus aufgemauerten Flusskieseln war teilweise baufällig und schien uns im Vergleich zu den mächtigen Mauern aus Sandstein, die man im Elsass hatte, nicht besonders wehrhaft zu sein. Wir waren noch am Schauen, da trat der Wächter aus dem Schatten des Tores. Sein dümmlicher Kommentar zum elenden Bauzustand der Stadtmauer lautete: „Die beste Ringmûr eyner Statt, ist so sy einträchtig Burger hatt“. Die Tiengener hatten überhaupt eine Schwäche für geschraubte Sätze, so als seien sie alle studierte Kanzleivorstände oder gar Advokaten bei einem Narrengericht. Dabei wohnten in dem Städtchen hauptsächlich biedere Handwerker, Bauern und kleine Händler. Der Stadtknecht erklärte uns nun, dass wir uns im Neuen Schloss auf der Kanzlei einzufinden hätten. Wir wiesen uns dort als Gesellen auf der Walz aus und fragten um Arbeit nach. Man schickte uns zum Baumeister des Grafen von Sulz, der uns eröffnete, man habe Arbeit den ganzen Winter lang, „wenn wir nur löblich ans Werk gingen und allzyt ein gut Arbeit lieferten“. Wir vereinbarten also die Konditionen und besiegelten per Handschlag die Verträge, die bis zum nächsten Tage ausgefertigt werden sollten. Unsere erste Arbeit sei, so sagte man uns, die Reparatur einer Mühle in einem Dörflein namens Küssnach. Das Mühlrad dort hätte die „galoppierend Krankheit“ und es nutze sich daher der Mahlstein „über Gebühr“ ab. Von der langen Walz waren unsere Schuhe, Wäsche und Wanderkleidung ziemlich abgetragen. Wir erstanden daher im Städtchen einiges an Unterwäsche, die auch leidlich passte, besorgten uns strapazierfähige Arbeitshosen, Hemden und neue Stiefel und jeder von uns beiden ließ sich ein neues Wams anmessen. Danach nahmen wir im Gasthaus zum Rad im Städtchen Quartier. Der nächste Morgen sah uns schon früh auf dem Weg zum Schloss. Dort bestätigte man schriftlich unsere Anstellung. Wir waren nun gebunden, bis zum Ablauf der vereinbarten Zeit für die Grafen von Sulz zu arbeiten. Im Schlosshof versammelte sich gerade eine lärmende Gesellschaft für die Jagd. Hörner erklangen, Hunde winselten und klopfen aufgeregte mit dem Schwanz. Zahlreiche Pferde traten nervös

auf der Stelle. Die Damen saßen bereits hoch zu Ross. Sie trugen dunkelgrüne und dunkelrote tief ausgeschnittene Jagdkostüme nach der neuesten Mode der Zeit, dazu kecke Hüthen mit Reiherfeder. Die zumeist jüngeren männlichen Jagdteilnehmer mühten sich ab originell und witzig zu sein. Ihre Damen neigten sich tief vom Pferd und präsentierten schamlos ihre alabasterweißen Rundungen. Ein bunter Hofnarr versuchte mit mäßigem Erfolg seine Possen anzubringen.



Abb. 56: Im Schlosshof

Der Mann konnte einem leidtun. An der Wand der gräflichen Försterei lehnten etliche mürrisch dreinblickende Bauern, die man von der Feldarbeit weg als Treiber geholt hatte. Soeben trat der ältere der beiden Sulzer, Rudolf VI, damals ungefähr um die fünfundvierzig Jahre alt, aus der Tür und begann, mit wohlgesetzten Worten die Jagdgesellschaft willkommen zu heißen. Wir beeilten uns aus dem Schlosshof zu kommen und machten uns nach Küssnach auf den Weg. Es ging nun quer durch das Städtchen und durch das Schaffhauser Tor hinaus. Nach einiger Wegstrecke erreichte man einen Weiler, der Lauchringen hieß und der aus dem Unteren und dem Oberen Lauchringen bestand. Nahe der kaiserlichen Poststation zum Adler, die damals nebst dem Brückenzoll den Grafen von Sulz gehörte, führte im Oberen Lauchringen eine hölzerne Brücke über den Fluss Wutach. Im Ständerwerk der Konstruktion hatten sich vom letzten Hochwasser viel Gesträuch und Baumwurzeln verfangen. In der Ferne sahen wir bald ein weites Tal, das Klettgau genannt wurde. Südlich des Tales erstreckte sich ein Gebirgszug dessen höchste Erhebung von einem wehrhaften Schloss gekrönt war. Man konnte schon vom Tal aus eine Anzahl runder Türme, einen Bergfried, die Giebel großer Gebäude und die mit Schießscharten versehenen Mauern erkennen: die Küssaburg.



Abb. 57: Schloss Küssenburg vom Klettgau aus

Der Burgberg war gänzlich entwaldet und nur von niedrigen Sträuchern bedeckt. Auf diese Weise hatten die Burgleute freie Sicht und konnten jeden Angreifer frühzeitig erkennen. Im unteren Bereich bestand der Bergkegel aus gepflegten Weinbergen mit Fahrwegen und regelmäßig angeordneten Wasserstaffeln. Wie ich später erfuhr, gehörten die Weinberge teils zur Burg, teils zum Kloster St. Blasien. Dieses Kloster hatte unterhalb der Ortschaft Bechtersbohl im Tal des dort verlaufenden Hinterbaches eine eigene Kelter, eine sogenannte Trotte. Der Graf ließ seinen Wein im Oberen Lauchringen auspressen. Ein steiler Fahrweg, der allmählich in einen Hohlweg übergang, führte uns damals vom Klettgau herauf zu einem unterhalb der Burg gelegenen Passübergang. In diesem Geländesattel lag das Dorf Bechtersbohl, und von dort aus war es auch nicht mehr weit nach Küssnach. Das Dorf versteckte sich ganz am Ende eines hübschen Tales. Der Bach hieß, wie ich schon erwähnte, Hinterbach. Etwas weiter oben bezeichnete man den Wasserlauf als Bachgraben. Wir folgten dem oberen von zwei vorhandenen Wegen, der am Fuße der Weinberge vom Pass herab ging. Die Mühle lag talaufwärts am Ende des Dorfes. Das benötigte Wasser wurde dem Bach mit einem kurzen Kanal entnommen und füllte einen Weiher. Von dort aus führte eine hölzerne Wasserrinne über die Straße auf das überdachte oberschlächtige Wasserrad. Im Bach befand sich eine Stautafel, die man bei Hochwasser umlegen konnte. Vor dem Abgang zur Rinne gab es eine Stellfalle, die den Wasserzufluss zum Rad regulierte. Die Wasserbrücke war über und über bemoost und verlor eine Menge Wasser. Wie der Müller berichtete, hatte der Bach im Herbst so wenig Zufluss, dass das tagsüber gesammelte Wasser gerade noch ausreichte, um die Mühle vier Stunden lang in Betrieb zu halten. In der übrigen Zeit hing nun das Rad unbeweglich in seiner Kammer, und weil es mit der Unterseite ins Unterwasser ragte, saugte es sich dort voll Wasser, setzte Moos an und wurde einseitig schwer. Das erzeugte eine Unwucht und das Rad begann zu galoppieren.

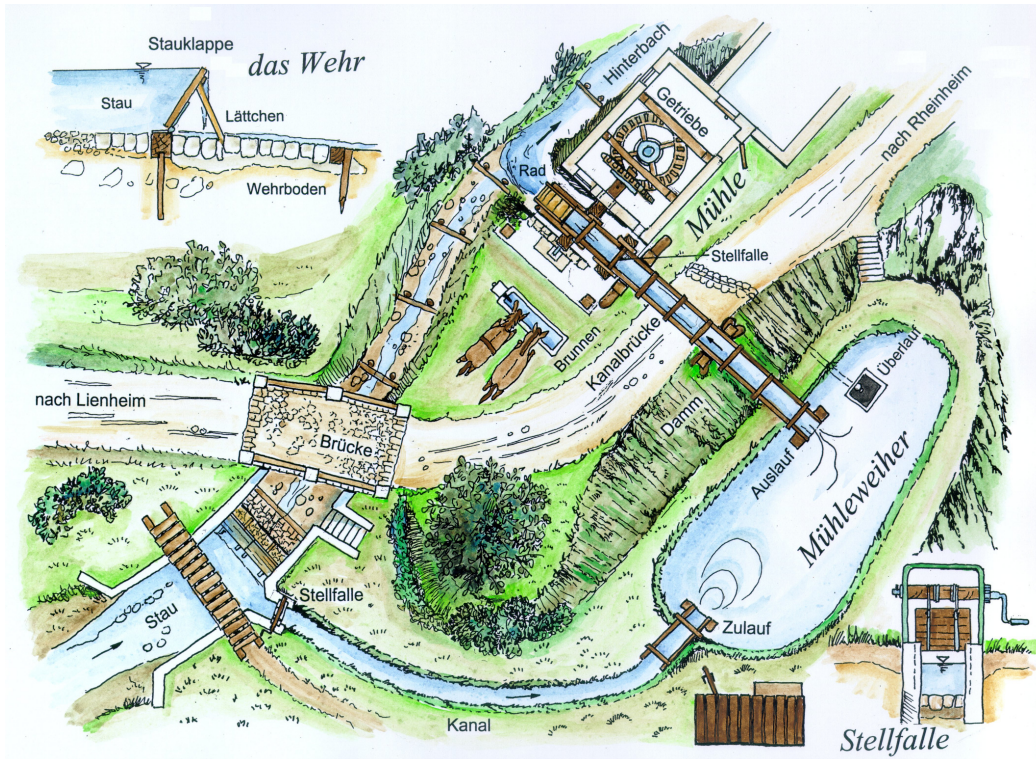


Abb. 58: Plan der Mühle in Küssnach

Der Müller, er hieß Anton, zeigte uns nun unser Quartier in einer Kammer, in der sich etliche Stapel Kornsäcke befanden, gab jedem von uns zwei warme Decken sowie einen kleinen Holztrog zum Waschen, Seife und trockene Tücher. Er bedeutete uns, dass wir bei ihm zuhause essen und trinken könnten. Wir hebelten am nächsten Tag als erstes das Rad aus den Lagern, vertieften dann das Unterwasser und räumten den unterhalb gelegenen Lauf des Baches. Dann schabten wir das Moos und den am Rad haftenden grauen Letten ab und behandelten das Holz mit Leinöl. Das Rad hing nun annähernd trocken im Gehäuse, lief aber noch nicht rund. Fürs Erste mussten wir es daher unter Verwendung einer schweren Holzdiele, die am Radkranz befestigt wurde, austarieren. Wir deckten dann das Dach über dem Rad neu. Danach kam der undichte Holzkähler an die Reihe. Aus dicken Dielen, in die wir passende Falze hobelten, machten wir die Rinne neu. Ein größeres Problem waren hierbei die Stöße. Wir ließen die Dielen überlappen und verstärkten den Stoß mit von außen aufgesetzten kurzen Brettern. Nun wurde auch durch etliche Helfer aus dem Dorfe die Straße tiefer gelegt, weil immer wieder Holzfuhrwerke die Rinne beschädigten. Zwischendurch kam der Vogt der Küssaburg vorbei, zu dessen Verantwortungsbereich die Mühle gehörte. Er zeigte sich sehr zufrieden mit den getroffenen Maßnahmen, trug uns noch auf, die schadhaften Holzzähne am Vorlegegetriebe des Mühlsteins in Esche zu ersetzen und dafür zu sorgen, dass das Getriebe weniger „Schlupf“ hätte. Auch sollten wir die Unterläufigkeiten am Wehr beseitigen und die Stellfalle vor dem Kanalübergang erneuern. Nach Abschluss der Arbeit hätten wir uns unverzüglich auf der Burg einzufinden, um zusammen mit ihm Materialverbrauch und Stunden zusammenzustellen. Viele Tage lang reparierten wir nun die Mühle. Bei den schweren Arbeiten halfen uns immer wieder Männer aus dem Dorf.



Abb. 59: Werkstücke aus der Mühle

So erfuhren wir, dass die Verwalter der Grafen von Sulz in ständigem Streit mit den Klöstern Rheinau und St. Blasien um das Wasser des Hinterbaches lägen. Der Zwist eskalierte besonders im Frühjahr, wenn der Müller den Weiher anstauete und die Klöster ihre „alten, wohl erworbenen, grundbuchgleichen Rechte“ zum Wiesenwässern geltend machten. Im talabwärts gelegenen Dangstetten gab es auch einen Scharfrichter. Gesprächsweise hörten wir, dass im Küssachtal, also im Tal des Hinterbaches, unter den verschiedenen Gerichtsinstanzen gestritten werde, wer jeweils befugt sei, Recht zu sprechen. Sowohl weltliche als auch kirchliche Gerichte machten sich die Zuständigkeiten streitig. Das für die hohe Gerichtsbarkeit zuständige weltliche Gericht sei das Landgericht, das sich aber der Gebühren wegen häufig in die einfachen Rechtsfälle einmische. Zuständig für die täglichen Rechtsstreitigkeiten seien Dorfgerichte und Freigerichte. Überflüssigerweise bestünde zusätzlich auch noch eine kirchliche Rechtsprechung, die durch die Kellergerichte oder fallweise durch den Bischof des Hochstiftes Konstanz selbst wahrgenommen werde. Die kirchliche Rechtsprechung sei alles andere als christlich. Die Obrigkeit halte die Untertanen an, sich gegenseitig vor Gericht anzuschwärzen. Belastende Aussagen würden durch Folter erzwungen. Speziell die Grafen von Sulz würden mit ihren Leibeigenen über Gebühr hart umspringen. Es gehe den einzelnen Richtern nicht etwa um Recht oder Gerechtigkeit, die Obrigkeit verfolge vielmehr das Ziel, Angst und Schrecken zu verbreiten und von den Verurteilten möglichst hohe Straf gelder oder gar den Henkerszins zu erheben. Als Leibeigener sei man völlig rechtlos. Im Tal herrsche daher Armut, Angst und Verzweiflung sowie ein tiefes gegenseitiges Misstrauen. Die Gegend werde zudem häufig von Viehseuchen heimgesucht. Die Prozession zum heiligen Antonius habe in letzter Zeit nicht mehr geholfen. Möglicherweise seien die feuchten, unsauberen Ställe, die man hier überall vorfinde, an der Krankheit schuld. Vielleicht sei das Vieh auch durch ständige Inzucht krankheitsanfällig geworden, und man müsse vielleicht doch andere, widerstandsfähigere Rinderrassen einzüchten, indem man die Vatertiere auswärts kaufe. Die Obrigkeit wolle hierfür aber kein Geld investieren.

Das Bildstöckchen (1605)

Zur selben Zeit, als wir in Küssnach die Mühle reparierten, wurde an der alten Römerstraße, die vom Klettgau hinauf nach Bechtersbohl führt, ein Bildstöckchen aufgestellt. Auftraggeber war der Bruder des regierenden Grafen, also Rudolf VI. Auf der Küssaburg erzählten sich die Dienstleute hierzu eine böse Geschichte, die ich gerne weitererzähle, weil ich den Grafen Rudolf partout nicht leiden konnte: Eines Tages im Frühjahr 1605 traf im Schloss zu Tiengen ein berittener Bote aus dem fernen Prag ein, das damals Hauptstadt des Reiches war. Er übergab einen versiegelten Brief, dessen Absender der hochwohllobliche Herr Kaiser selber war. Darin war zu lesen, „dass der allergnädigste Herr Kaiser eine hochrangige Delegation in die vorderösterreichischen Erblande zu senden beabsichtigt. Dieselbe werde sich betreffs des Befindens der getreuen Untertanen erkundigen. Gleichzeitig seien etliche ranghohe Eminenzen von der Heiligen Inquisition mit dabei, die zu prüfen hätten, ob der einzig richtige, daher von der Obrigkeit verordnete Glaube auch mit der rechten Inbrunst ausgeübt werde. Wie erinnerlich seien seinerzeit die Bürger der Stadt Waldshut vom rechten Glauben abgefallen und dem reformierten Prediger Balthasar Hubmaier zugelaufen. Dem Hause Habsburg seien noch heute die aufrührerischen Reden des Reformpredigers ein Gräuel. Dieser habe behauptet, alle Menschen seien vor Gott gleich. Aus lauter Sorge um das Seelenheil seiner Untertanen habe der hochwohllobliche Erzherzog von Österreich, Ferdinand I, damals Hubmaier gefangen gesetzt und diesen am 10. März 1528 aburteilen und beseitigen lassen.“ An dieser Stelle begann der Vorleser zu zittern. Auch Rudolf überkam ein gewisses Grauen. Er erinnerte sich sogleich daran, dass Hubmaiers unschuldige Frau drei Tage später in der Donau ertränkt worden war und dass die Waldshuter sich wieder zum alten Glauben bekehren mussten. Es wurde ihm, nachdem man ihm den Brief zum zweiten Male verlesen hatte, ungemütlich und heiß.



Abb. 60: Der Harnisch

Er eilte in die Rüstkammer und ließ sich von seinem Diener den ziselierten Harnisch anlegen, den er lange nicht mehr getragen hatte. Siehe da, Rudolf hatte kräftig an Leibesumfang zugenommen und der Harnisch passte nicht mehr. Wenige Tage später machte sich Rudolf, begleitet von einem Waffenknecht, auf den Weg nach Basel, um Sigmund Sins den Jüngeren aufzusuchen, der dort Harnischmacher im Dienste des Bischofs von Basel war. Man übernachtete in der Stadt Säcking und verbrachte dort einen feuchtfröhlichen Abend. Anderntags verspürte Rudolf ein heftiges Unwohlsein, das nicht weichen wollte. Nahe Basel suchte man daher die dem Hl. Arbogast geweihte Wehrkirche von Muttens auf um die Heilige Jungfrau um Hilfe zu bitten. In der Kirche dort befand sich an der Wand ein Fresko, gemalt von Urs Graf, das die Schrecken des jüngsten Gerichtes in den schauerlichsten Szenen schilderte. Anstatt nun Hoffnung auf Genesung zu schöpfen, überfiel Rudolf eine tödliche Angst vor dem Gericht. Zitternd fiel er zu Boden, bereute seine Sünden und gelobte, zur Erlangung seines Seelenheils einen Bildstock zu spenden. Nachdem Rudolf wieder von der Reise zurück war, erging ein Auftrag an einen Lauchringer Bildhauer. Dieser fertigte das Bildstöckchen und stellte es auf halber Höhe an der Straße vom Klettgau nach Bechtersbohl auf. Hierzulande war es üblich, auf den Bildstöcken zwei Hände und zwei Füße mit den Wundmalen des gekreuzigten Heilands abzubilden oder die Folterwerkzeuge des Herrn darzustellen. Rudolf jedoch ließ auf dem Bildstöckchen sein eigenes Wappen und die Jahreszahl 1605 anbringen, auf dass sich der Herr am Tage des Gerichts an die großherzige Spende seines getreuen Sohnes Rudolf erinnern möge.



Abb. 61: Bildstöckchen an der alten Römerstraße unterhalb von Bechtersbohl

Auf der Küssaburg (November 1605)

Wir standen nun bereits unter Zeitdruck und mussten fertig werden. Die Getreideernte war vorüber, ebenso das Dreschen. Das Korn lag schon auf dem Trockenboden oder war bereits in Säcke abgefüllt. Eines Morgens war es doch so weit: Der Müller stellte uns einen Esel zur Verfügung, die Werkzeuge wurden aufgepackt. Christoph, der kleine Sohn der Müllersleute, der das Grautier zurückbringen sollte, war ebenfalls marschbereit. Wir verabschiedeten uns herzlich und nahmen den steilen Fahrweg, der, geht man in Richtung Dorf, gleich rechterhand unterhalb des Weihers abzweigt. Der Weg begann sofort zu steigen. Nach zwei Kehren ging er in eine gut befestigte, lange Steilstrecke über, die durch einen alten Buchenwald auf die Hochfläche führte. Der Weg war die einzige direkte Verbindung vom Dorf zu den oben gelegenen Wiesen und Feldern und zur Küssaburg. Es ging nun teils über Baumwurzeln, teils direkt über den felsigen Untergrund, der dort aus einem brüchigen Kalkstein besteht. Am oberen Waldrand angekommen öffnete sich vor uns eine weite, von einzelnen Hecken durchzogene Wiesenlandschaft, die leicht in Richtung eines Bergkammes anstieg. Oben am Horizont stand ein Kiefernwäldchen, dessen Bäume sich durch den ständigen Wind der dort oben geht, schräg gestellt hatten. Am Waldrand sangen die Drosseln, auch sonst sah man viele Vögel. Die Sonne schien, zwei Bussarde kreisten am Himmel, im Westen begannen sich große schneeweiße Wolkengebirge aufzutürmen. Es war ein wunderschöner Tag.



Abb. 62: Küssaburg von Südosten gesehen

Unsere kleine Marschkolonie erreichte bald den Grat des Höhenzuges, auf dem ein guter Weg entlang führte. Man sah nun auch von weitem die Burg, die um einiges tiefer lag als der Bergkamm. Ein weiterer Blick eröffnete sich in den Klettgau und auf den Schwarzwald. Auf der anderen Seite befand sich in einer flachen Senke ein kleiner, ganz aus Holz erbauter Bauernhof, der, wie der Bub wusste, Haslehof hieß.

Der Kleine kannte auch die Richtung, in der das Kloster St. Blasien lag, nannte die Namen der umliegenden Dörfer und Täler, machte uns auf die Rodung Notgersvillars und das Städtchen Tiengen aufmerksam und konnte sagen, wo man ungefähr den mächtigen Bergfried der Burg Willaringen zu suchen hätte. Der Weg begann nun stärker zu fallen und gab den Blick auf mehrere Wohngebäude frei, Ställe und Scheunen, die zu einem Gutshof und zu einer bescheidenen Herberge gehörten. Zu unserer Verwunderung befand sich im Hof des landwirtschaftlichen Anwesens ein laufender Brunnen, an dessen Steintrog unser Eselchen nun seinen Durst löschte. Zur selben Zeit kamen den Burgweg herab zwei Burschen, die jeder ein Maultier am Zaum führten. Die Tiere trugen beidseitig große Ledersäcke. Schon kamen die beiden Mannen an den Brunnen, jagten das Eselchen vom Brunnentrog, begannen zu pöbeln und uns als hergelaufene Scherenschleifer zu titulieren. Das Bübchen begann zu weinen, der Andres hatte plötzlich die große Zimmeraxt in der Hand. Aus der Stalltür trat der Hofbauer, mit einem handlichen Prügel bewaffnet. Die Burschen wurden jetzt etwas ruhiger und merkten, dass sie sich bei ihrem Auftritt im Ton vergriffen hatten. Sie füllten rasch ihre Ledersäcke aus dem Trog, aus dem gerade noch das Eselchen getrunken hatte und entfernten sich in Richtung Burg. Der Gutshof, Schlosshof genannt gehörte zur Burg, war aber an den Bauern verpachtet. Der Bauer war ein sogenannter „Freier“, also kein Leibeigener. Zur Pacht gehörte auch ein Anteil am Wasserrecht des Brunnens. Gutshof und Schloss Küssenberg hätten trotz eindeutiger rechtlicher Festlegungen immer wieder Querelen wegen der Nutzung des Brunnens, meinte der Hofbauer. Wasser sei eigentlich für alle genügend da, wenn man es nur auffangen und speichern könnte. Die ganze Nacht über laufe das Wasser ungenutzt davon. Seine im Pachtvertrag vereinbarten Nutzungsrechte am Brunnen lasse er sich nicht absprechen.

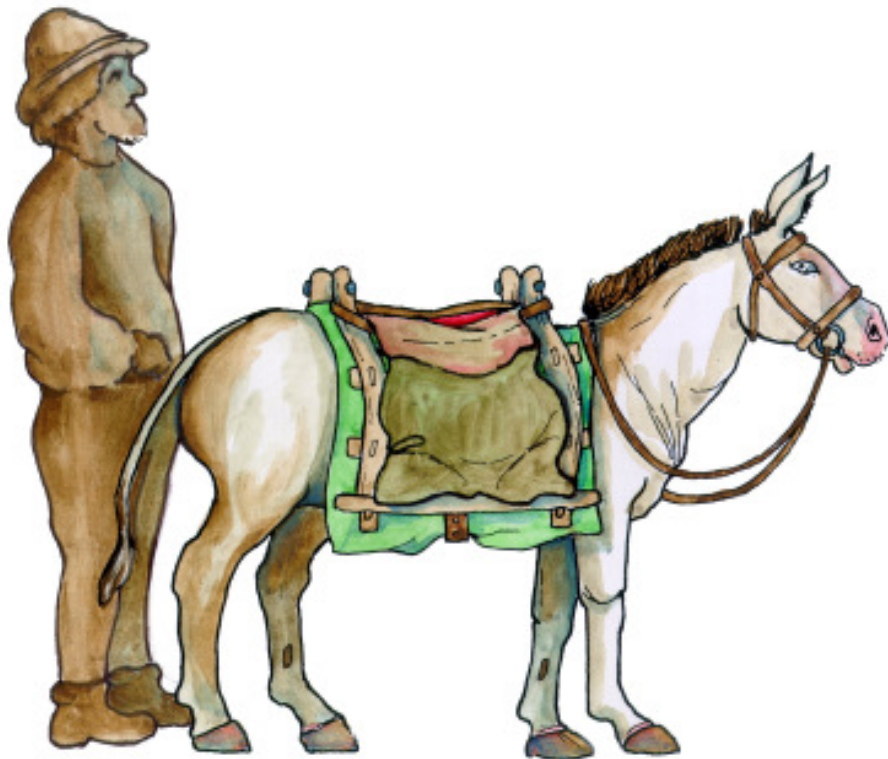


Abb. 63: Tragtier mit Wassersäcken

Wir verabschiedeten uns nun, stiegen den Weg zur Burg hinauf, überquerten unbehelligt die Zugbrücke, passierten das offene Burgtor, den ersten und den zweiten Zwinger und befanden uns kurz darauf in der inneren Burg. Hier war ein Betrieb wie auf einem großen Gutshof. Ställe wurden ausgemistet und Pferde gestriegelt. Tauben saßen auf den Dächern, Knechte und Mägde liefen über den Hof. Es gab eine Bäckerei und eine Küche mit einer riesigen Esse. Es roch nach frischem Brot und in der Küche klapperten schon die Topfdeckel. Auch ein Brunnenhaus befand sich in einem eigenen Raum unter dem Pallas. Wir erfuhren später, dass das Wasser des Brunnens aus einer großen Zisterne ohne Filter käme. Während wir den Esel abluden fragten, die Frauen das Bübchen aus, und strichen ihm übers Haar. Christoph bekam einen Becher voll Milch, später dann einen großen Wecken als Wegzehrung, die Kinder der Burgleute schauten mit großen Augen das fremde Bübchen an. Nun nahm der sein Langohr am Zügel und machte sich Richtung Küssnach auf den Weg.



Abb. 64: Müllerbub mit Eselchen

Inzwischen war auch dem Vogt berichtet worden, dass wir eingetroffen waren. Er rief uns zu sich herauf in seine Stube, unterhielt sich dann mit uns, bis es Zeit zum Mittagessen war. Er habe, so erzählte er, einst als junger Mann auf Girbaden übernachtet. Leider habe er damals meinen Vater nicht kennen gelernt. Er erkundigte sich ausführlich nach dem Stand unserer Ausbildung, wollte wissen, wie groß der Betrieb unseres Lehrmeisters sei, an welchen Projekten wir in letzter Zeit gearbeitet hätten, und welches die Stationen unserer Walz gewesen seien. Die Frau des Vogts schaute kurz zu Tür herein und wünschte uns bei der Gelegenheit einen guten Tag. Der Schreiber zeigte uns später unsere Kammer und machte uns mit den wichtigsten Räumlichkeiten der Burg bekannt. Die Mahlzeiten nahmen wir meist zusammen mit dem Gesinde ein. Den Nachmittag des ersten Tages saßen wir mit dem Vogt über der Schlussabrechnung. Unseren Aufwand an Stunden, Material und fremder Hilfe hatten wir auf Holzbrettchen notiert. Diese Zahlen wurden geprüft und

auf eine Schiefertafel übertragen. Später sollte der Schreiber diese Niederschrift in ein großes Rechnungsbuch übernehmen. Der Vogt lobte am Ende unsere Aufschriebe und war insgesamt zufrieden mit der Ausführung der Arbeiten. Gegen Abend kam er unerwartet auf seine eigene Arbeit zu sprechen. Die Küssaburg sei eine Obervogtei und kontrolliere eine ganze Reihe von Vogteien in den einzelnen Ortschaften der Grafschaft. Sein Herr, der verehrte Graf von Sulz, halte sich nur zeitweise auf der Burg auf. Der Graf residiere zumeist auf seinem Stadtschloss in Tiengen oder sei in Zürich, wo er ein Bürgerrecht und soweit er wisse eine Stadtwohnung habe. So sei er selbst als Obervogt mit seinen Entscheidungen zumeist auf sich alleine gestellt. Seine größte Sorge sei zur Zeit die Wasserversorgung der Burg. Die Güte des Wassers lasse sehr zu wünschen übrig. Daher richte die Frage an uns, ob wir als Mühlärzte bei unserer Ausbildung auch Kenntnisse über die Wasserversorgung erlangt hätten. Wir berichteten von den Wasserprojekten, die wir unterwegs kennen gelernt hatten, und versprachen, ihm soweit möglich bei der Lösung seines Wasserproblems zur Hand zu gehen. Andres wurde in den folgenden Tage mit zahlreichen Reparaturen auf der Burg beschäftigt: hier ein loser Laden, dort eine Diele auf der Zugbrücke auswechseln, den Hauklotz in der Küche erneuern, einen neuen Trog für die Backstube zimmern, für das Hengstfohlen eine eigene Box bauen..... Es gab auf der Burg eine kleine Werkstatt, in der er zusammen mit einem älteren Zimmermann seine Werkstücke im Trockenen vorrichten konnte. Ich selbst hatte den Burgvogt auf seiner Inspektionsreise zu begleiten. Ich sollte in seinem Beisein die Vogteien, Zehntscheuern, Mühlen und sonstigen Liegenschaften kennen lernen und danach eine Aufstellung über notwendige Reparaturen und deren Kosten erstellen. Es war bereits Mitte November und das Jahr 1605 ging zu Ende. Ich bekam eines der Reitpferde zur Verfügung gestellt, und wir machten uns gemeinsam auf den Weg zu den Amtshäusern der einzelnen Untervögte.

Unterwegs hörte ich vom Vogt, dass es vor zwei Jahren einen Wechsel an der Spitze der Grafschaft gegeben habe. Rudolf VI von Sulz, den wir damals mit seiner illusteren Jagdgesellschaft im Schlosshof zu Tiengen getroffen hatten, war von einer kaiserlichen Gesandtschaft gezwungen worden, zu Gunsten seines jüngeren Bruders Karl Ludwig abzudanken. Vor dem Regierungswechsel, also während der Regierung Rudolfs, herrschten im Tiengener Schloss Misswirtschaft und Verschwendung. Anstatt sich um das Wohl seiner Untertanen zu kümmern, feierte Rudolf frohe Feste und gab große Geldsummen für aufwändige Jagdpartien und andere Lustbarkeiten aus. Er versuchte durch immer neue Steuern zu Geld zu kommen. Endlich wandten sich die Bauern des Klettgaus in ihrer Not mit einer Delegation direkt an den Kaiser. Rudolf musste zurücktreten. Die Regierungsgeschäfte übernahm sein stets schlecht gelaunter Bruder Karl Ludwig.



Abb. 65



Abb. 66: Der Vogt der Küssaburg

Ritten wir durch den Klettgau, so kamen wir immer zuerst nach Geisslingen, dann näherten wir uns dem Marktflecken Grießen, der die heimliche Hauptstadt des Klettgaus war. Unterwegs zügelte der Vogt immer wieder sein Pferd, um mit den Bauern, die auf dem Feld waren, zu sprechen. Er erkundigte sich nach dem Befinden der Familien und hatte ein offenes Ohr für ihre Anliegen. Daher betrachteten sie ihn als einen der Ihrigen. Die Grießener gaben sich als ein lustiges Völkchen, das um einen Scherz nie verlegen war. Sie hatten jedoch im Bauernkrieg von 1525 einen hohen Blutzoll bezahlt. Hörte man genau hin, so spürte man, dass in ihren Scherzen die Verzweiflung über die eigene aussichtslose Situation als Leibeigene mitschwang. Bei der geringsten zusätzlichen Repressalie würde das Pulverfass erneut explodieren. Sie hatten keineswegs vergessen, wie übel die Grafen von Sulz ihren Vorfahren und deren Familien nach dem verlorenen Aufstand mitgespielt hatten. Kam an den Markttagen der Steuereinzahler des Grafen nach Grießen, um die Standgebühren zu erheben, so flog ihm mehr als einmal ein Pferdeapfel an den Hut. Auch musste er sich sputen, rechtzeitig vor Einbruch der Dunkelheit die Stadtmauern von Tiengen zu erreichen.

Der Ort Grießen hatte relativ breite Straßen und stattliche Gebäude. Die Dungen waren ordentlich gesetzt und die Ställe sauber. Auch die Vorgärten machten einen gepflegten Eindruck und die Hofplätze waren ordentlich gefegt. Es gab einen zentralen Marktplatz, darauf einen Marktbrunnen mit einem riesigen achteckigen Brunnenkasten. Am Rande des Marktplatzes und auch verschiedentlich im Ort wuchsen große Linden. Ein lebhafter Bach, Netzbach genannt, sorgte im Ort für ein frisches Lüftchen. Nahe des Marktbrunnens stand ein stattliches Amtshaus, dessen Eingangsportal die Jahreszahl 1557 trug. Hier übernachteten wir, wenn wir nicht

zurück auf die Küssaburg ritten. Oft stand ich vor diesem Portal und schaute die schöne Steinmetzarbeit an. Waren wir in Grieben, so ging ich auch jedes Mal hinauf zur Kirche aus dem Jahre 1577, vor allem aber zum Friedhof, wo am Ende des Bauernkrieges das letzte schreckliche Gefecht stattgefunden hatte. Es überfiel mich dann immer eine große Trauer, deshalb ging ich in die Kirche hinein und zündete für die vielen Männer, die dort für die Freiheit und für ein menschenwürdiges Leben gefallen waren, eine Kerze an.



Abb. 67: Jahreszahl an einem gotischen Haus in Grieben

Wasserprobleme (Winter 1605/1606)

Konnten wir abends nicht rechtzeitig auf die Küssaburg zurückkehren, so übernachteten wir in einer der Vogteien. Immer wieder kam der Vogt dann auf die unzulängliche Wasserversorgung der Burg zu sprechen. Im vorangegangenen Sommer war es teilweise zu Engpässen in der Versorgung gekommen und das Wasser hatte einen üblen Geschmack angenommen. Der Vogt vermutete, dass das Wasser durch Eintrag von Schmutz und durch ungewaschene Hände verdorben worden sei. Erbat mich, frei meine Meinung hierzu zu äußern. So kam es, dass ich ihn mit den Theorien unseres persischen Sklaven Rostan bekannt machte. Nach längerer Diskussion über die Vorgehensweise beschlossen wir, dem Weg des Wassers vom laufenden Brunnen bis zu seiner Verwendung als Trinkwasser zu nachzugehen. Zunächst ging es um die Wassermenge. Um auch das in der Nacht zufließende Wasser nutzen zu können würde man einen Auffangbehälter bauen müssen. Wegen des geringen Druckes konnte der Behälter nicht in der Nähe des Brunnens erstellt werden, sondern man müsste diesen in größerer Entfernung vom Brunnen in den Hang hinein bauen. Die Sache würde auch nur funktionieren, wenn der Laufbrunnen mit einer Vorrichtung zum Abstellen versehen würde. Danach wurde über die Qualität gesprochen. Das begann schon mit der Frage, ob die unsauberen Ledersäcke das richtige Transportmittel für Wasser seien, oder ob man nicht doch besser Gefäße aus Holz verwenden sollte. Auch musste man verbieten, dass das Wasser unten aus dem Trog geschöpft wurde, aus dem das Vieh trank. Die Wasserknechte waren sodann zu mehr persönlicher Sauberkeit anzuhalten. Das angelieferte Wasser wurde bisher entweder in die Zisterne gekippt oder in einen extra Wasserkeller im Westen der Burg verbracht. Der Keller befand sich in einem dickem zweistöckiger Turm und war über eine vom Burghof aus abfallende Rampe zugänglich. Im Keller selbst war ein hölzernes Podest, auf dem die abgedeckten Wasserbehälter standen. Der Raum hatte nur ein kleines Fenster Richtung Dangstetten und war den ganzen Sommer über feucht und kühl. Früher hatte sich an der Stelle des Turmes ein kleiner Garten befunden. Man nannte den Turm daher immer noch das Rondell. Waren Gäste in der Burg, die ihre Pferde in den Ställen einstellten, mussten die beiden Maultiere in den Wasserkeller ausweichen. Auf dem gestampften Boden des Raumes lagen daher Stroh und Pferdemist direkt neben den Wasservorräten. Auch hier musste dringend etwas geändert werden. Im oberen Stockwerk des Turmes befand sich ein Schlafräum für die Wachmannschaft der Burg. Allerhand Schmutz fiel von dort direkt durch die Ritzen der Dielen hinunter auf die Wasserfässer, ein insgesamt unguter Zustand. Nachdem nun offensichtlich war, wodurch das Wasser gefährdet sei, verlangte die Frau des Burgvogts eigene Wasserbehälter sowohl für ihren Haushalt als auch für Waschküche, Bäckerei und Küche. Ein weiterer Esel musste her, dazu hölzerne Transportgefäße sowie ein handlicher Wasserschöpf und zwei neuen große Wasserfässer, die auf eigenen Podesten stehen sollten. Ein örtlicher Küfer wurde beauftragt. Künftig besorgte jetzt eine zuverlässige Magd für den Haushalt der Burg das Wasserholen. Auch die Kinder wurden von nun an häufiger gebadet und die Frauen wussten Bescheid um die heilsame Wirkung des Thymians.



Abb. 68



Abb. 69: Hölzerne Transportgefäße für Wasser

Alltag auf der Burg

Wie ich schon sagte, war die Burg eigentlich ein großer Gutshof. Für die Arbeiten in der Landwirtschaft und in den Weinbergen wurden leibeigene Bauern aus den nahegelegenen Dörfern verpflichtet. Natürlich leisteten sie diesen Frondienst nur widerwillig. Weil der Vogt sie aber gut behandelte, kam man doch miteinander aus. Zur Burg gehörte aber auch eine Wachmannschaft. Die volle Besatzung bestand aus fünfundzwanzig Mann. Normalerweise taten aber nur acht Stadtknechte Dienst. Die Ablösung war jeweils montags. Zu Fuß kam dann aus Tiengen das neue Fähnlein anmarschiert, begleitet von einem kecken Junkerlein hoch zu Pferde, das sich aufführte, als sei es Regimentskommandant. Das Bürschchen war wohl ein jüngerer Vetter des Grafen und bildete sich viel auf seine Jugend ein. Anders als bei uns auf Girbaden wurden hier auf Schloss Küssaberg Dienstleute, Bauern und Handwerker von der Wachmannschaft als Lakaien behandelt, die stets zu Diensten zu sein hatten. Das Mittagessen nahm die Wachmannschaft für sich alleine im Raum über dem Tor ein und machte dabei einen entsetzlichen Lärm. Die Truppe hatte den ganzen Tag nichts zu tun, lungerte in der Vorburg und hinter dem Tor in den beiden Zwingern herum, anstatt den Gebrauch der Waffen zu üben. Sie pöbelten Leute an, die zur Burg kamen, und belästigten die Frauen, verrichteten im äußeren Zwinger ihre Notdurft, und blödelten mit ihren Spießen und Schwertern herum. Ab und zu ließ das Bürschchen den Räuberhaufen antreten, hatte dann all seine Ehrenbänder angelegt und schritt wie ein Gockel die Front ab. So herrschte stets eine gefährliche Spannung zwischen den Stadtknechten und den zivilen Bewohnern der Burg. Auf der Bastion, die 1529 zur Verstärkung der Burg vorgebaut worden war, standen drei Kanonen auf ihren Lafetten. Die ganze Zeit, die ich auf der Küssaburg war, wurden diese aber nie abgefeuert, denn Salpeter und Schwefel waren damals rar, es fehlte der Burg stets an Schießpulver. Aus demselben Grunde wurden auch die zwanzig schweren Hakenbüchsen, die zur Bewaffnung der Festung gehörten, selten oder nie

ausprobiert. Sie verstaubten still und ungebraucht neben Spießen, Schwertern und Schilden in der Rüstkammer im Bergfried, und Spinnen bauten ihre Netze darüber. Es fehlte auf der Burg ein Waffenmeister, der die Truppe exerziert hätte. Das Junkerlein war mit der Aufgabe völlig überfordert, und so war es um die Verteidigung der Burg nicht gut bestellt. Der Vogt erließ eines Tages eine strenge Dienstordnung, welche die Mannschaft verpflichtete, Burghof und Zwinger zu kehren, den Wachraum und die Bastion nebst dem Treppenturm selbst sauber zu halten. Es war festgelegt, welche Tore und Fensterläden bei schwerem Wetter zu schließen seien und wie der Wachdienst und die Feuerwache abzuleisten seien. Danach besserte sich einiges. Kam Karl Ludwig auf sein Schloss, so herrschte stets hektische Betriebsamkeit. Dem Grafen konnte man nichts recht machen, es konnte noch so ein schöner Tag sein, der Graf verdarb einem in kürzester Zeit die gute Laune. Meist versammelte sich dann nach und nach eine Jagdgesellschaft im Burghof, Adelige von benachbarten Burgen, Stadtbürger aus Waldshut, Schaffhausen oder Zürich trafen ein. Der Graf gab sich als jovialer Schlossherr und aufmerksamer Gastgeber. Lag dann am Ende des Jagdtages das erlegte Wild im Burghof, verblies man die Strecke und begab sich in einen der oberen Räume.



Abb. 70: Jagdgäste auf der Burg

Nachdem man üppig getafelt hatte, wurde politisiert und bis tief in die Nacht hinein gebechert. Wir jüngeren Männer bedienten die Zecher, denn die Frau des Vogts ließ nicht zu, dass ihre Frauen durch die Zechbrüder belästigt würden. Nach und nach wurden die Gäste betrunken, und laut erschallten die Sauflieder der Edlen aus den offenen Fenstern des Schlosses Küssaberg. In solchen Nächten war eine große Unruhe im Schloss. Nicht selten schlichen die halbwüchsigen Sprösslinge der Gäste in der Burg herum, auf der Suche, nach einem freien Bett und einem Abenteuer mit

einer der Mägde. Es war damals auf anderen Burgen so Usus, dass man sich am Dienstpersonal vergriff. Erwischte der Vogt so ein Früchtchen in Räumlichkeiten, in denen es nichts zu suchen hatte, so war für das Bürschlein alle Gastfreundschaft zu Ende. Die Frauen versammelten sich, wenn Karl Ludwig mit Gästen becherte, bei der Frau des Vogtes, wo sie vor Nachstellungen sicher waren. Von den Saufereien und Heldentaten kündete danach das Gästebuch, in dem sich die Kumpane gerne in Gedichtform verewigten. Ein gutes Beispiel gaben sie allesamt nicht ab. Bei der Gelegenheit erfuhr ich dann aber doch auch manche Neuigkeit aus der Welt: Soeben war in Rom der allerchristlichste Papst Clemens VIII verstorben. Sein Nachfolger Paul V Camillo Borghese hatte als erste Amtshandlung eine vielbeachtete Heeresreform und Verstärkung seiner Truppen veranlasst und fiel nun bereits mit seinem Heer im reformierten Ungarn ein, was sich für einen Kirchenmann gar nicht gehörte. Deutscher Kaiser war seit 1576 Rudolph II, Enkelsohn des großen Karl V aus dem Hause Habsburg. Der hatte in Spanien eine streng konservative katholische Erziehung erhalten und war im selben Jahre durch Erbteilung König des protestantischen Böhmens geworden. Er regierte als absoluter Herrscher von Gottes Gnaden, während die Böhmisches Adeligen längst schon über eine gewählte Regierung nachdachten. Im Verlaufe seiner Regierung schränkte er in seinen zahlreichen habsburgischen Landen die Religionsfreiheit immer weiter ein, vertrieb protestantische Geistliche, ließ Schulen schließen und Bücher verbrennen. Die Gegenreformation hatte mit aller Härte begonnen. Die katholische Kirche mischte sich bald in alle Bereiche des öffentlichen Lebens ein. Der Böhmisches Adel ließ sich dies nicht gefallen, zumal es hieß, der Kaiser sei zeitweise von Dämonen befallen, leide an einer Erbkrankheit und sei regierungsunfähig. Verheiratet war er auch nicht. Ich ahnte, dass aus diesem Zwist bald ein großer Religionskrieg entstehen könnte. Dass aber die Schweden ins Land einfallen würden, konnte ich damals noch nicht wissen.

Rapport bei Karl Ludwig (März 1606)

Weihnachten und das Neujahrsfest waren schon längere Zeit vorüber, da wurde ausgerichtet, wir, einer oder beide von uns hätten uns bei Graf Karl Ludwig im Schloss zu Tiengen zum Rapport einzufinden. Andres wollte partout nicht mitgehen und schützte dringende Arbeit vor. Mit dem Grafen zu verhandeln sei nicht sein Metier. Auch trage er sich mit dem Gedanken, gleich nach dem Ablauf seines Vertrages seine Walz fortzusetzen. Er bat mich also, alleine nach Tiengen zu gehen. So trat ich alleine die Reise an. Man überließ mir ein Pferd. Bald darauf war ich unten am Pass von Bechtersbohl. Im Schwarzwald und am Schlossberg lag noch Schnee.



Abb. 71: Waagscheit

Hier unten sangen schon die ersten Vögel, und es roch nach feuchter Erde. Von weitem schon sah ich einen pflügenden Bauern. Der hatte links einen Esel und rechts einen schweren Ochsen vor dem Pflug. Das Eselchen hielt sauber die Spur, der Ochs hatte wohl die Hauptarbeit vor dem Pflug und zertrat mit seinen gespaltenen Hufen die Schollen der vorher gepflügten Furche. Hinter dem Pflug flatterte aufgeregt ein Schwarm Krähen.



Abb. 72: Pflügender Bauer und Reiter

Der Bauer wusste sehr genau, wer ich sei, begann lang und breit eine Unterhaltung und fragte wohin mein Weg gehe. Er meinte dann, ich solle mich vorsehen, der Graf hätte schon lange keinen mehr gehenkt. Mit etwas mulmigem Gefühl näherte ich mich der mir unheimlichen Hauptstadt des Klettgaus. Wieder ging es durch das Schaffhauser Tor. Im Städtchen herrschte reger Betrieb von Fußgängern und Fahrzeugen. Ich führte das Pferd am Zügel, da ich Sorge hatte, ob ich hoch zu Ross heil durch das Gedränge kommen würde. Durch die Stadt führte eine gepflasterte, mehrfach abgewinkelte Hauptstraße, durch die sich der ganze Verkehr quälte. Man kam zunächst durch eine Art Vorstadt, in der viele Handwerksbetriebe waren, also Seiler, Wagner und ein Laden, der allerhand nützliches Zeug für die Landwirtschaft verkaufte. Es gab sodann mehrere Hafner und einen Schmied. Danach kam rechterhand ein großer unbefestigter Marktplatz mit Laufbrunnen. Nun winkelte die Straße ab und wurde immer enger. Es folgten die Bäcker und Metzger, und kurz darauf man stand man vor einem weiteren Brunnen, der Marienbrunnen hieß und der ein gutes wohlschmeckendes Wasser hatte. Ich blickte von dort aus in eine seitliche Gasse hinein, die den Küfern gehörte. Hier wie in allen Seitengassen hatten die Tiengener ihre Ställe, davor große Misthaufen, Schweine liefen umher und auf den unbefestigten Gassen war viel Schmutz und Unrat. Der Geruch einer Gerberei lag in der Luft und auch sonst noch allerlei Düfte. Die Schönen der Nacht schütteten ihre Nachthäfen aus dem ersten Stock auf die Dunghaufen im Hof. In den Gassen war großes Geschrei von Kindern und von Handwerkern, die ihre Waren anpriesen. Ein großer Ratz lief am helllichten Tag über die Gasse, ob er nicht einen lebensmüden Kater für eine kleine Rauferei fände.



Abb. 73: Ratte

Nach dem Marienbrunnen kamen etliche Wirtshäuser und linkerhand das Rathaus. Das älteste und vornehmste Wirtshaus am Platze ist der Hirschen, dem Rathaus gegenüber gelegen. Einst, als die Stadt noch dem Kloster St. Blasien gehörte, war das Gasthaus ein Vogtshaus. Vor dem Rathaus stolzierten einige aufgeblasene Stadträte herum, das Baretchen mit Feder auf dem Kopf, ein geschlitztes, schwarzbraunes Samtwämschen und weiße Strümpfe an und nahmen den Bürgern den Gruß ab. Hoch über der Hauptstraße lag sodann das Neue Schloss. Nachdem im Jahre 1499 Schweizer Truppen die Stadt Tiengen eingenommen und die Stadt und mitsamt dem Schlosse niedergebrannt hatten, ließ Graf Rudolf von Sulz das neue Schlossgebäude mit seinen markanten Treppengiebeln errichten. Der Bau erhob sich auf einem natürlichen Hügel etwa fünfzig Stufen höher als das Rathaus, das mochten etwa zehn Meter Höhendifferenz gewesen sein. Folgte man der Hauptstraße weiter, so sah man bald linkerhand durch eine enge Gasse einen schwindsüchtigen Turm, in dem sich ein Treppenaufgang zum Wehrgang befand. Der Turm bildete die Eckbastion der südlichen Stadtmauer. Er war etwas höher als die übrige Wehranlage, war krumm und schief gemauert und hatte ein mehrfach ausgebessertes Ziegeldach. Ganz oben im Turm befand sich eine beheizbare kleine Stube für die Wache. Auf dem Rauchabzug derselben sah man ein Storchennest. Der Storch war soeben aus dem Winterquartier zurückgekommen und stand regungslos auf dem Rand seines alten Nestes. Er schaute nach unten, so als wollte er prüfen, ob der Turmaufbau schon heute oder erst morgen herunter fallen wollte.



Abb. 74: Stadtmauer mit Storchennest

Ich dachte mein Teil, hütete mich aber, mich zu den Qualitäten der Tiengener Stadtbefestigung zu äußern, denn die Tiengener hatten schon einmal einen durchreisenden Untertan des Herzogs von Urslingen so lange gefoltert, bis er in seiner Not gestand, er sei ein Spion. Ich folgte also weiter der Hauptstraße, bog dann rechts Richtung Kirche und Schloss ab, ging an einem hübschen ummauerten Lustgarten vorbei, der zum Schloss gehörte. Danach kam ich auf den Kirchplatz. Die Tiengener waren stolz darauf, dass hier der Heilige Bernhard, Abt von Clairveaux, im Auftrag des Papstes Eugen III zum zweiten Kreuzzug aufgerufen hatte. Dabei endete der Kreuzzug in einem einzigen Fiasko. Zahlreiche unschuldige Juden wurden schon, bevor es richtig losging, hier im Lande hingemordet. Unterwegs nach Jerusalem erschlug der christliche Gewalthaufen viele brave Leute, Heiden, Juden und Christe ohne Unterschied. Man kann es nur noch aus der damaligen Zeit heraus verstehen. Sagte nicht der Herr Jesus in der Bergpredigt: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen“? An diesem Gebot haben sich die von ihren Predigern aufgehetzten Kreuzfahrer auf ihrem gesamten Weg zur Heiligen Stadt Jerusalem versündigt. Die wenigsten Leute wissen, dass der Hl. Bernhard von Clairveaux auch ein großer Kirchenreformer und Erneuerer des Zisterzienserordens war und dass ihm zahlreiche Zisterzienserklöster ihre Gründung verdanken, so auch das Kloster Maulbronn und Kloster Neuburg in meiner elsässischen Heimat.

Von Norden kam nahe des Schlosses ein Tal auf die Stadt zu. Der Bach der darin verlief hieß Talbach. Er teilte sich gleich nachdem er die Stadtmauer unterquert hatte. Der nördlich des Schlosses verlaufende Ast trieb eine Mühle und danach eine Ölmühle, dann diente er noch den Gerbern zum Walken der Häute. Der andere Bachlauf ging unter der Hauptstraße hindurch, nahm dort allerlei Schmutz und Dreck, insbesondere Blut, Darminhalt der Schweine und Rinder und allerlei Schlachtabfälle von den Metzgereien mit, dazu abgebalgte Katzen und sonstige Hinterlassenschaften der Stadt, lief mit all dem Schmutz unterhalb der Stadt durch ein ausgedehntes fruchtbares Gartengelände und von dort aus in den Wutachfluss. Die Wutach überschwemmte jedes Frühjahr einen Teil der Gärten und riss immer wieder wertvolles Land mit sich. Ich hatte nun das Schloss erreicht und machte dort meine Aufwartung. Der Graf, Karl Ludwig, war wieder einmal schlecht gelaunt. Er machte mir Vorwürfe, dass ich ihm bei der Reparatur der Liegenschaften so hohe Kosten verursacht hätte, insbesondere beanstandete er den hohen Holzverbrauch. Er war auch der Ansicht, ich hätte Schuld daran, dass seine Wachmannschaft nicht mehr im Rondell logieren könne und ließ an meiner Arbeit keinen guten Faden. Ich erklärte ihm nun meinerseits, ich hätte als treuer Sachwalter gehandelt, so wie ich es bei meinem Vater, der Haushofmeister auf Schloss Girbaden sei, gelernt habe. Mein Bestreben sei bei allem, was ich in die Wege geleitet habe, seine Liegenschaften in gutem Zustand zu halten. Er wurde nun etwas freundlicher, bot mir auch endlich einen Stuhl an. Man sprach nun erst über eine Fortsetzung meines Vertrages, ohne konkret etwas zu entscheiden. Danach kam der Graf auf das Wasserproblem der Küssaburg zu sprechen. Schon lange hege er den Gedanken, für das Schloss Küssenberg einen tiefen Brunnen schlagen zu lassen. Der Brunnen der Burg Lemberg in der Pfalz sei 140 Meter tief, der Schacht von Schloss Berwartstein reiche 104 Meter hinab, die Felsenburg im Wasgau hole ihr Wasser aus 75 Meter Tiefe und die kaiserliche Festung Trifels in der Pfalz schöpfe das Wasser aus 79 Meter Tiefe, über dem Brunnen der Trifels stehe zudem noch ein zwölf Meter hoher Brunnenturm mit Zugangsbrücke. Dies seien alles treffliche Vorbilder für seinen eigenen Burgbrunnen auf der Küssaburg. Wie ich hieraus ersehen möge, mache er sich ernstliche Gedanken über eine ausreichende Wasserversorgung des Schlosses

Küssenberg. Er übergab mir eine Schiefertafel nebst drei Griffeln, dazu Feder, Federmesser, Tinte, ein dünnes Heft aus Büttenpapier und eine Rolle Pergament.



Abb. 75: Tintenfass, Feder und Papier

Danach forderte er mich auf, gut überlegte Vorschläge zur Verbesserung der Wasserversorgung auszuarbeiten und hierfür die Kosten zu kalkulieren. Zum Schluss wollte er wissen, wie tief wohl der Brunnen werden müsse, bis man erstmals auf Wasser käme. Ich sagte ihm, der Fels, auf dem sein Schloss stehe, sei wahrscheinlich von gleicher Struktur wie das Gebirge der Alb. Also würde man vielleicht in sechzig Metern Tiefe auf die Schicht stoßen, die man auf der Alb als Leimen bezeichnete. Über dem Leimen würde sich gewiss Wasser finden, aber er solle sich keine all zu sichere Hoffnung machen. Es hätte sich dort möglicherweise in all den Jahren nur die Jauche aus Aborten und Ställen angesammelt, und jeder Schmutz, der im Burghof versickere, würde sich in der Wasserlinse über dem Leimen wieder finden. Er war auf diese Nachricht hin sehr verärgert und meinte nur, dann würde er eben seinen Brunnen bis hinab auf den Kies ausbrechen lassen. Nochmals erläuterte er mir eindringlich meinen Auftrag, dann wurde ich entlassen, ohne dass er mir etwas zu Trinken angeboten hätte. Ich machte mich eilig auf den Weg Richtung Küssaburg und war froh, der Enge der Stadt entfliehen zu können.



Abb. 76

Wasser für die Küssaburg (April 1606)

Der Vogt wusste natürlich, weshalb man mich nach Tiengen einbestellt hatte. Als ich nun bedrückt in den Burghof einritt, ließ er mich zu sich rufen. Er wolle mit mir über einen neuen Vertrag sprechen und auch das Wasserprojekt bereden. Ich ließ ihn wissen, dass der Andres bald weiter ziehen werde, und alleine würde ich auch nicht bleiben. Man holte Andres ebenfalls hinzu. Schließlich ließ er sich überreden, und es wurde vereinbart, dass er meine bisherige Aufgabe in den Vogteien übernehmen würde. Ich selbst sollte mich ausschließlich um das Wasser kümmern. Der Vogt würde mir dabei so lange helfen, bis die Aufgabe klar umrissen wäre. Es wurden mir auch Helfer zugesagt. Der Vogt versicherte mir, dass er dafür nicht die Dummsten abstellen wolle. Mehrere Tage streifte ich nun rastlos in den Wiesen und Wäldern oberhalb der Burg umher, suchte nach nassen Stellen in den Wiesen, nach Quellaustritten und sonstige Anzeichen für Wasser, als da sind Sumpfpflanzen oder spezielle Beschaffenheit des Bodens. Entlang des obersten Weges verlief ein langer Acker mit steiniger, trockener Krume. Die nördlich des Ackers und südlich des Höhenweges vorhandenen Böschungen waren grasbewachsen und wurden beweidet, die Grasnarbe war wellig und mit struppigen Grashorsten bewachsen. Ich vermutete, dass sich dort bereits in geringer Tiefe eine stauende Schicht befinden müsste. Tatsächlich fand ich dann auf der südlichen Böschung, in dem Zwickel zwischen oberem Höhenweg und dem Abzweig zum Stüdlehof eine kleine Brunnenstube mit fließendem Wasser. Es war nicht viel, aber es reichte, um weiter unten am Hang eine hölzerne Viehtränke mit Wasser zu versorgen.

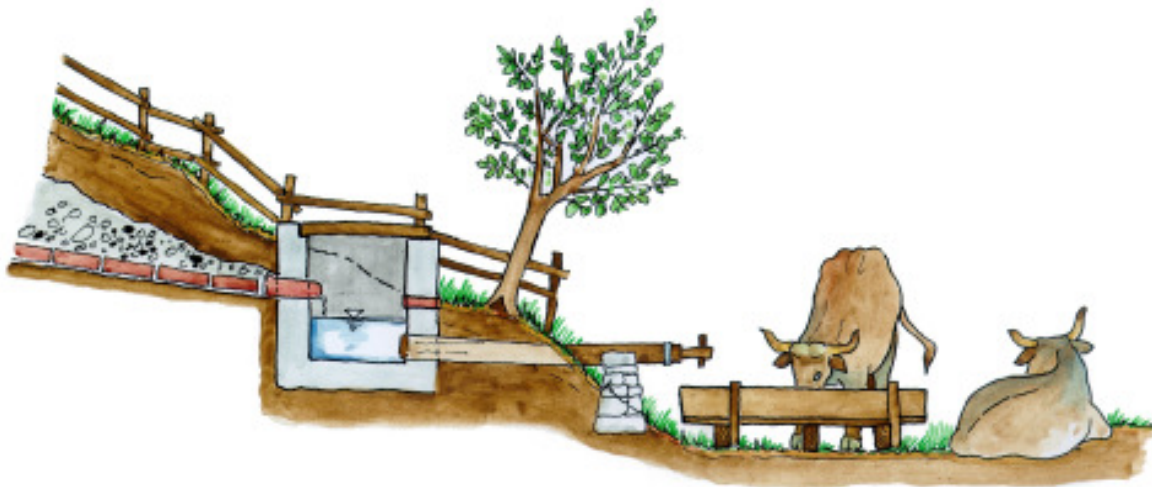


Abb. 77: Quellfassung mit Viehtränke

Ich befragte verschiedene Leute. Sie wussten, dass es oberhalb des Haslehofes drei kleine, ständig laufende Quellen gab. Eine davon nutzte bereits der Hof, die beiden anderen seien ungenutzt. Die Siedlung Bechtersbohl, so hörte ich, bekomme das Wasser für einen der beiden Laufbrunnen aus einer Quellfassung auf halber Höhe des Schlossberges, aber auch von der anderen Talseite. Es befindet sich am Schlossberg, wie es gerüchtweise hieß, ein Wasserstollen, der angeblich tief in den Berg führe und vielleicht schon vor sehr langer Zeit angelegt worden sei. Niemand wusste es genau. Ich wollte diese Wasserfassung später aufsuchen und feststellen,

wie viele Höhenmeter sie unterhalb Schloss Küssenberg gelegen sei. Auch wollte ich wissen, wie hoch sich die Küssaburg über dem Tal des Klettgaus erhebe. Es beschäftigte mich sodann die Frage, wie viel Wasser die Küssaburg im Belagerungsfalle zur Versorgung von Mensch und Tier benötigen würde. Ich hatte damit keinerlei Erfahrung und auch nicht die geringste Vorstellung, wie viel Regen jährlich hier in der Gegend während eines Jahres vom Himmel fallen würde. Auch diese wichtige Frage konnte mir zunächst niemand beantworten.

Etliche Tage später fand ein weiteres Gespräch statt, diesmal war auch die Frau des Vogts mit dabei, weil schon wieder ein Kind erkrankt war.

Als erstes sollte ich mich um die vorhandene Zisterne kümmern. Der Vogt würde selbst dafür sorgen, dass diese entleert und gereinigt würde, er würde auch die Reinigung des Wasserkellers im Rondell veranlassen und einen Küfer mit der Säuberung der Wasserfässer beauftragen. Man werde im Zuge dieser Arbeiten den Boden über den Wasserbehältern mit einem Estrich versehen, damit kein Schmutz mehr auf die Wasserfässer fallen könne. Wenn die Zisterne dann in Ordnung gebracht sei, könne ich mich um den Laufbrunnen beim Gutshof unterhalb der Burg kümmern und entscheiden, welchen Vorteil ein Zwischenbehälter für die Nutzwassermenge erbringe. Das Thema „tiefe Brunnen“ sei überhaupt noch nicht spruchreif. Für einen Brunnenbau innerhalb der Burg sei er, der Vogt, ganz und gar nicht zu begeistern. Ein solches Bauvorhaben würde sich über Jahre hinziehen. Jahrelang hätte man dann Lärm und Staub zu ertragen. Jahrelang wären fremde Bauleute und Fahrzeuge im Schlosshof, Tag und Nacht würde das Klopfen und Hämmern der Bergleute die Ruhe auf dem Schloss stören, ganz abgesehen von den hohen Kosten. Wenn überhaupt ein Brunnen gebaut würde, so nur außerhalb des Burghofes im äußeren Zwinger.

Die Zisterne ist zu klein

Wir diskutierten in diesen Tagen des öfteren über die Burg und ihren Wert für die Landesverteidigung. Nach dem Schwabenkrieg von 1499, in dem die Küssaburg von den Schweizern eingenommen und geplündert worden war, und nach dem unseligen Bauernaufstand von 1525 hatten die Grafen von Sulz die Burg zur Festung ausgebaut. Die im Osten vor der Burg gelegene kleine Stadt war bis auf einige unbedeutende Heuschöber niedergerissen worden, um freies Schussfeld zu haben. Auch wurde nach dem Bauernkrieg die große Bastion östlich der bestehenden Burg errichtet und der Halsgraben vertieft. An zwei Stellen der Bastion war das Baujahr 1529 eingemeißelt.



Abb. 78

Näherte man sich von Osten, auf dem einzigen für Fahrzeuge möglichen Zugangsweg der Wehrseite der Burg, so stand man vor einem imposanten Festungswerk: In der Mitte befand sich die große Bastion, darüber der mächtige Bergfried, rechts daneben das Torgebäude mit Zugbrücke. Links von der Bastion lag hinter einer wehrhaften Zwingermauer der äußere Zwinger, darüber erhob sich die Schildmauer, hinter der sich Palas, Burgkapelle, innerer Burghof, Wohn- und Vorratsgebäude versteckten. Die um den inneren Hof gruppierten Gebäude waren mit Ziegeln gedeckte Fachwerkbauten. Zwischen diesen Bauten standen auf der Südseite zwei und auf der Nordseite ein Schalenturm, um die Burg gegen Angreifer, die den Steilhang empor kämen zu schützen.

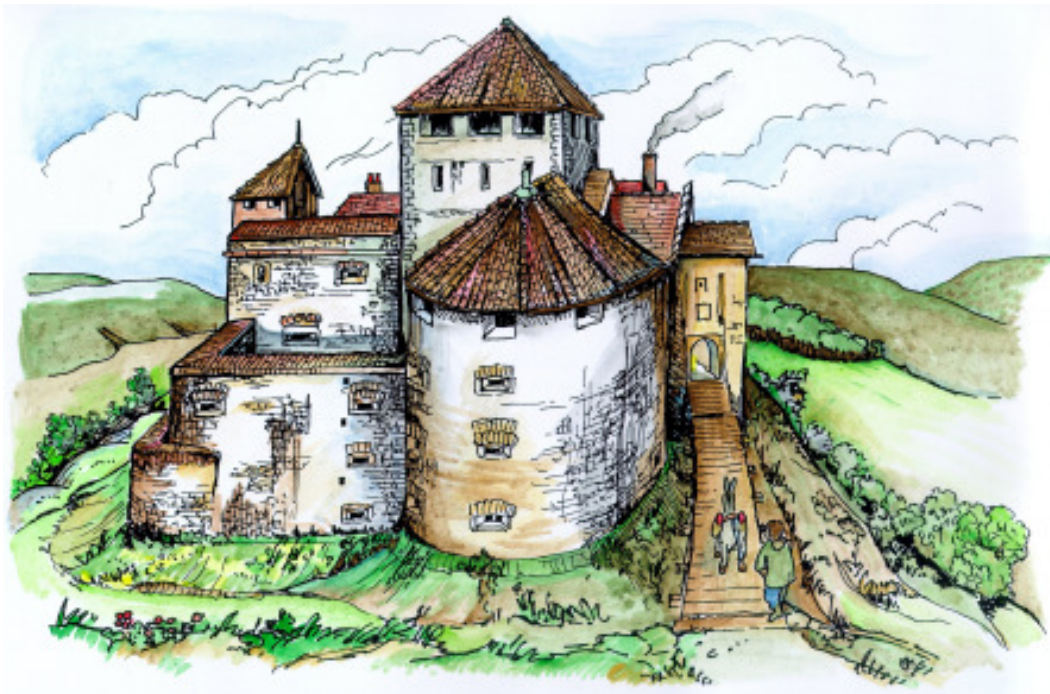


Abb. 79: Küssaburg von Osten

Die Zisterne bekam damals ihr Wasser von den nach innen weisenden Dächern des Palas und der Burgkapelle. Die Dachrinnen waren aus Holz und in schlechtem Zustand, das Holz verwittert und moosbewachsen. Es gab keine Möglichkeit, die Holzrinnen durch anderes, haltbareres Material zu ersetzen. Man musste sie in Holz erneuern. Uns beschäftigte aber viel mehr die Frage, wie lange der Wasservorrat reichen würde, wenn die Burg belagert würde. In der Zisterne konnte man höchstens 8500 Liter speichern. Waren die Wasserbehälter voll, so kamen nochmals 6500 Liter dazu. In den Ställen der Burg standen vier Pferde, zwei Maultiere, ein Esel und zwei Kühe, die zusammen täglich mindestens 160 Liter Wasser brauchten. Dazu kamen im Kriegsfall zwanzig von des Sulzers Spießknechten und vielleicht zwölf Zivilpersonen. Veranschlagte man den Tagesbedarf der Menschen an Trinkwasser und an Wasser fürs Kochen mit acht Liter pro Person, so kamen nochmals 260 Liter dazu. Es waren also, rechnete man noch mit kleineren Verlusten, pro Tag wenigstens 500 Liter Wasser bereit zu stellen. Das hieß, wenn es nicht regnete, konnte sich die Burg gerade dreißig Tage lang halten, bevor sie wegen Wassermangel aufgeben musste.

Auf der Burg Girbaden hatten wir drei große Filterzisternen und etliches an Wasserbehältern, die man ständig füllte. Dennoch machte man sich auch auf Girbaden stets Sorgen um eine ausreichende Bevorratung mit Wasser. Es schien mir die Frage der ausreichenden Versorgung mit Wasser das Hauptproblem aller auf der Höhe gelegenen Burgen zu sein.

Der Vogt bezeichnete es als ziemlichen Unsinn, die Küssaburg als Festung auszubauen. Es hätte nach seiner Meinung genügt, einen Gutshof und ein größeres Haus auf den Schlossberg zu stellen. Er wisse nicht, was man eigentlich verteidigen wolle. Schloss Küssenberg sei allenfalls als Ruhesitz für pensionierte Bischöfe, abgedankte Grafen und ihre in die Jahre gekommenen adeligen Damen geeignet. Eine Verteidigungsanlage hätte man, wenn überhaupt, unten auf dem Pass bauen müssen, wo es auch genügend Wasser und rückwärtige Nachschubwege gab. Er machte kein Hehl daraus, dass er ein Gegner der ständigen Kleinkriege sei, die Grafen, Fürsten, kirchliche Würdenträger und die Schweizer Eidgenossenschaft gegeneinander führten. Jedes mal würden Dörfer geplündert und abgebrannt und die Feldflur verwüstet. Jedes Mal würden seine Bauern, die doch das Rückgrat allen Wohlstandes seien abgeschlachtet und deren Frauen geschändet. Wie mein Vater verabscheute er jegliche Art von Krieg und Gewalt. Er meinte aber dann, ich sollte mich trotzdem weiter um das Wasserproblem der Burg kümmern. Aufgrund unserer gemeinsamen Berechnungen schlugen wir dem Grafen den Bau zweier weiteren Zisternen vor. Die eine wollten wir als Filterzisterne im inneren Burghof anlegen, die andere als einfaches Wasserloch im äußeren Zwinger und nur als Wassernotreserve für die in den Ställen stehenden größeren Nutztiere. Die beiden zusätzlichen Zisternen wurden aber nie gebaut. Nachdem die Dachrinnen gesäubert und repariert waren, legte man in der Ecke zwischen Palas und Kapelle ein rechteckiges etwa mannshohes Mauergeviert an. Dieses wurde mit Kies aus dem Rheintal gefüllt, der besonders sauber ist und viel Sand enthält. Die Dachrinnen leitete man zu einem gemeinsamen Fallrohr, das aus einzelnen Tonröhren zusammengesetzt war und unten einen Krümmer besaß. Das Mauergeviert war innen mit wasserfestem Mörtel verputzt und hatte eine Grundleitung aus Tonröhren, die zur Zisterne führte. Das Dachwasser durchfloss jetzt die Kiesfüllung und war danach ziemlich sauber. Die gelösten Verunreinigungen aus dem Kot der Vögel konnten allerdings nicht herausgefiltert werden.

Man kann sich denken, dass wir etwas Mühe hatten, die benötigten Steine zu gewinnen. Östlich des Schlosshofes, gab es jedoch auf dem schon erwähnten Acker eine Stelle mit vielen plattigen Steinen. Bauern erzählten, hier hätte sich der Sage nach einst eine Befestigungsanlage aus keltischer Zeit, ein Oppidum, befunden.



Abb. 80: Keltische Befestigungsanlage

Ein solches Oppidum gab es, wie ich wusste, auch nahe des Klosters St. Odilien in meiner elsässischen Heimat. Ich verstand also sogleich, wovon die Leute berichteten. Großen Aufwand verursachte es, den Kalk zu brennen und die Ziegel für das benötigte Ziegelmehl zu zerstoßen. Der Kies musste ausgegraben werden, und auch für den Mörtel brauchten wir viel Sand. Ein Großteil des Materials musste aus dem Rheintal herauf zur Burg gekarrt werden. Dagegen war das Aufmauern des Filterbehälters fast ein Kinderspiel.

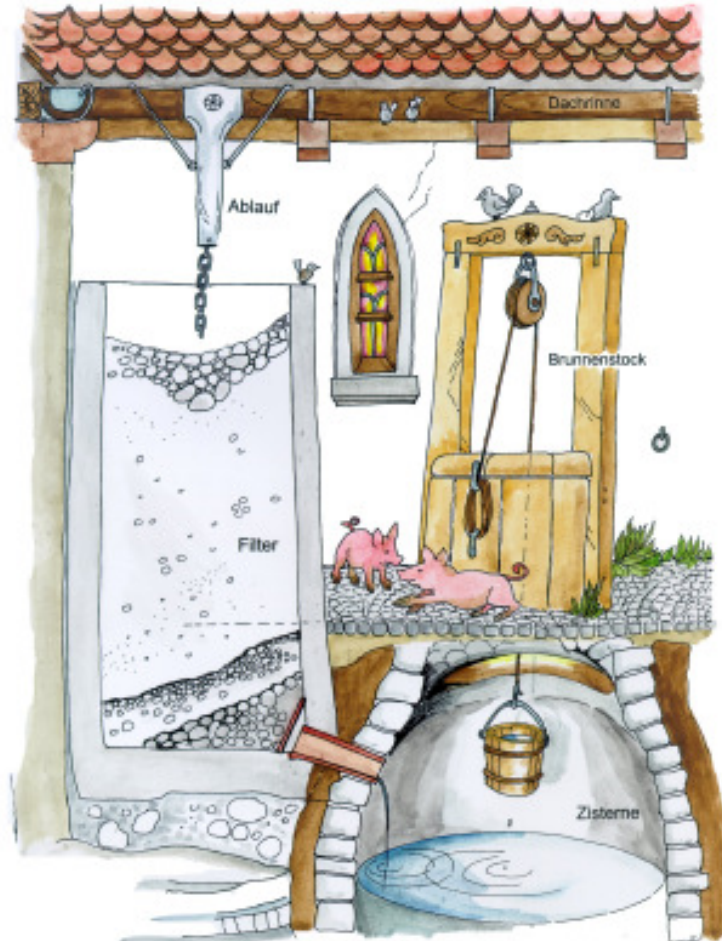


Abb. 81: Die neue Filterzisterne

Bei der Heuernte

In diesen Jahren, von denen ich erzähle, gab es eine Anzahl schneearmer, aber sehr kalter Winter, auf die dann kurze heiße Sommer mit heftigen Gewittern folgten. Das Jahr war schon weit fortgeschritten, aber es wollte nicht richtig warm werden. Das Gras auf den Wiesen wuchs nicht richtig. Länger als sonst blies ein eiskalter Ostwind über die Hochebene oberhalb der Burg. Auch aus der Schweiz kamen beängstigende Nachrichten. Auf den Hochalmen und in den höher gelegenen Dörfern war immer noch Winter. Lawinenabgänge begruben Weiden und Almen unter sich und ließen Geröll und Lawinenschutt zurück. Gletscher stießen in die Täler vor, Flüsse blieben lange vom Eis bedeckt, so dass die Fischerei, die für die

Ernährung wichtig war, zum Erliegen kam. Futter und Getreide waren knapp, und man trieb das Vieh in der Not schon in den Wald. Nun war auch bald Mangel an Holz und man heizte bereits mit Torf und mit Mist. Siedlungen mussten preisgegeben werden. Viele der zweitgeborenen Söhne verdingten sich als Reisläufer in fremden Heeren und verdienten künftig ihren Lebensunterhalt mit Kriegsdienst, Raub und Plünderung. Mädchen durften, wenn die Not zu groß war, nicht heiraten. Die in den Bergregionen ansässigen Familien hatten zwar eine schwere Zeit. Sie gaben aber nicht auf und ließen sich nicht vertreiben. Wohin hätten sich auch wenden sollen? Auch im Klettgau und im Küssachtal fürchtete man, dass ähnliches Unheil über die Region hereinbrechen könnte. Wieder einmal sahen übersinnlich veranlagte Zeitgenossen seltsame Vorzeichen am Nachthimmel, Schmetterlingsraupen hatten sich in Scharen vermehrt und roter Staub war vom Himmel gefallen. Es kam aber doch, trotz der pessimistischen Vorhersagen, der Sommer mit Regenschauern und ersten Gewittern zurück. Eines Tages kündigte sich auch schönes Wetter an und es war höchste Zeit für die Heuernte. Sämtliche Burgbewohner waren jetzt draußen auf den Wiesen. Selbst der Vogt reihte sich unter die Schnitter ein und schwang die Sense. Wir beiden Gesellen arbeiteten in diesen Tagen mit all den anderen in der Landwirtschaft. Frauen und Kinder breiteten das Heu mit Holzgabeln, die vier Zinken hatten, zum Trocknen aus, wendeten es und rechten es am Ende mit großen Heurechen zusammen. Diese Tage gemeinsamer Arbeit in der Sonne und an der frischen Luft waren für die Burgbewohner die beste Zeit des Jahres. Während der kurzen Mittagsrast saß man auf einer Wegböschung, verzehrte sein Vesper und trank aus dem großen Krug. Die Männer legten sich meist zum Schlafen, die Frauen unterhielten sich leise und die Kinder tollten herum. Bald ging es weiter, man belud mehrmals den kleineren Wagen, der wegen der Steigung zur Burg nicht so schwer sein durfte, legte den Wiesbaum oben drauf und spannte ihn fest über die Heuladung. Bei der letzten Fuhre saßen die Kinder oben im Heu, die alte Magd fuhr hinten auf dem hervorstehenden Wagenbodenbrett mit. An der Steigung hieß es für alle absteigen. Die Pferde zogen wieder an und die Männer schoben von hinten.



Abb. 82: Bei der Heuernte

Wie viel Wasser kommt vom Himmel?

Wieder hatten wir uns getroffen, um unser Wasserproblem zu bereden. Dieses Mal hatte der Vogt einen alten Mann mitgebracht, den ich schon auf dem Haslehof gesehen hatte. Der Alte fertigte aus Eschenholz Stiele für Äxte und für allerlei Ackergeräte und verdiente damit seinen Lebensunterhalt. Er wusste gut über die verschiedenen Wasservorkommen im Bereich der Burg Bescheid und hatte schon seit Jahren für sich selbst Beobachtungen gemacht. Nahe seiner Behausung stand ein nicht mehr benötigter Futtertrog aus glasiertem Ton, in dem sich nach Gewittern und Regenperioden das Wasser sammelte. Er hatte jeweils sorgfältig die Wassertiefe im Trog ermittelt und sich danach Kerben in einen Stock gemacht. Auf diese Art und Weise hatte er schon einige Jahre lang seine Wasserstöcke hergestellt, konnte also sagen, wie hoch das Wasser gestanden hätte, wenn nichts weggelaufen oder versickert wäre. Er sei, so meinte er, mit dem Umrechnen überfordert. Seine Enkelin sei mit den Rechenkünsten besser bewandert. Eine junge Frau kam dann mit an den Tisch, die ich schon öfters in der Familie des Vogts mit den Kindern gesehen hatte. Auf der Schiefertafel wurde ermittelt, dass hier in der Gegend jährlich auf einen Quadratkilometer Land mindestens eine Million Kubikmeter Wasser fielen. Wenn man nur ein Zehntel davon gewinnen könnte, so hätte man pro Quadratkilometer jährlich hunderttausend Kubikmeter Wasser.



Abb. 83: Alter Mann beim Wassermessen

Auf die Frage, wer das Wasser für den Laufbrunnen des Schlosshofes gefasst hätte, wie die Zuleitung verlaufe und wo sich die Quellfassung befinde, wusste niemand eine Antwort. Östlich des Schlosshofes gab es einen gemauerten Auffangschacht. Mehr wusste man nicht. Der alte Bauer meinte, es sei viel zu gefährlich, nachträglich die bestehende Leitung aufzugraben um diese mit einem Zwischenbehälter zu versehen. Zu groß sei die Gefahr, dass das Wasser wegen der Grabarbeiten einen anderen Weg nehme und ganz weg bliebe. Die beiden verfügbaren Quellen des Haslehofes könne man nicht beileiten, weil diese tiefer liegen würden als der laufende Brunnen des Schosshofes.

Falls man Quellwasser aus dem Bereich des Haslehofes haben wollte, müsste man weiter oben am Hang eine neue Quellfassung herstellen. Ein Auffangbehälter mit etwa 12 Kubikmeter Inhalt müsste in nicht allzu großer Entfernung von der Quellfassung erstellt werden. Sodann müsste man eine Leitung aus hölzernen Deichelrohren bis zum Schlosshof bauen und dort einen zweiten Brunnen mit Abstellvorrichtung aufstellen, so dass auch das in der Nacht zufließende Quellwasser genutzt werden könnte. Eine deutlich höhere verfügbare Wassermenge stehe, wenn man diese Lösung realisiere am Schlosshof zur Verfügung. erhöht. Jedoch müsse man dann weiterhin das Wasser vom Schlosshof hinauf zur Burg mit Maultieren transportieren.

Das Hasle wird vermessen



Abb. 84: Raben überm Hasle

Ich suchte nun, ob nicht doch eine Lösung möglich sei, bei der das benötigte Wasser in freiem Gefälle bis hinauf in den Burghof fließen würde. Dabei schwebte mir eine Wasserversorgung vor, wie wir sie damals in Neuenbürg gesehen hatten. Südlich des Haslehofes gab es eine Bergkuppe, die das Hasle hieß. Der Boden auf dieser Kuppe war lehmig und fest. Wenn man dort ein System von kiesgefüllten Ableitungsgräben ausgehoben hätte, wäre höchst wahrscheinlich das benötigte Wasser zusammengekommen. Mit dem hölzernen Messgerät, das ich mir inzwischen gebaut hatte, wurden die benötigten Geländehöhen ermittelt.



Abb. 85: Messtrupp im Gelände

Als Gehilfen waren Christoph, der Sohn des Müllers aus Küssnach, und die junge Frau, die Anna hieß, dabei. Die Kuppe des Hasle lag etwa vierzig Meter höher als der Burghof der Küssaburg. Nun konnte man aber eine Wasserfassung nicht auf die Bergspitze legen, und wie ich von Neuenbürg her wusste, brauchte das Wasser auch Gefälle, sonst wollte es nicht fließen. An einer Stelle, die etwa so hoch wie der östliche Burghof lag, wollten wir die beiden Sammelleitungen, die wir auf beiden Seiten des Hasleberges geplant hatten, zusammenführen. Leider hätten wir damit nur ein Gebiet erfassen können, das eine Fläche von ein siebtel Quadratkilometer hatte. Wir konnten also, unter der Annahme, dass wir Zehntel der Niederschlagsmenge zur Verfügung stünde mit 14 000 Kubikmeter Wasser pro Jahr rechnen, was immerhin im Mittel etwa 38 Kubikmeter am Tag entsprachen hätte oder 26 Liter pro Minute. Der Aufwand für die Sammelleitungen wäre riesig gewesen. Man hätte zudem auch hier einen Zwischenbehälter gebraucht.



Abb. 86: Zwischenschacht

Von diesem Wasserspeicher aus hätte man eine einen Kilometer lange Leitung aus Deichelrohren gebaut um auf die Südseite der Burg zu kommen. Am Ende der Leitung wäre man mit einem Stollen unter die Burg gefahren, um dort eine Zisterne zu füllen, die es noch nicht gab. Die ganze Planung war aufwändig und kam uns selbst utopisch vor. Sie war doch verglichen mit dem Bau eines Brunnens geradezu einfach und wesentlich kostengünstiger.

Wie stand es aber mit den Höhenverhältnissen? Der Auslauf des Sammelbehälters unterhalb des Hasle hätte sich etwa vier Meter unter dem dortigen Gelände befunden, weitere achteinhalb Meter hätte man als Gefälle für die Rohrleitung, die vom Sammelbehälter aus dem Hasle zur Burg führt, verloren. Wir wollten den neuen Behälter der Burg in der großen Bastion unterbringen. Der Wasserspiegel des leeren Behälters hätte sich bei dieser Lösung zwölf Meter tiefer als der östliche Burghof befunden.

Als wir dem Grafen vorschlugen, die neue Zisterne direkt unter dem untersten Stockwerk der großen Bastion unterzubringen, verzog der das Gesicht, als hätte er einen besonders sauren Wein getrunken. Mit einer Förderanlage wollten wir das Wasser aus der Zisterne etwa siebzehn Meter höher in ein oberes Reservoir heben. Der Mechanismus zur Bedienung der auf dem Grund der Zisterne befindlichen Pumpe hätte sich auf der Höhe des Kanonendecks befunden. Über ein Gestänge wäre also die Pumpe, eine Kolbenpumpe, von oben aus bewegt worden. Der Auslauf des oberen Behälters hätte sich fünf Meter über dem Niveau des östlichen Burghofes befunden, man hätte dann selbst noch den Palas, der einen Stock höher als der Burghof lag, mit Wasser versorgen können. Das Ergebnis der Planung war, dass der Graf diese machbare Lösung rundweg ablehnte.

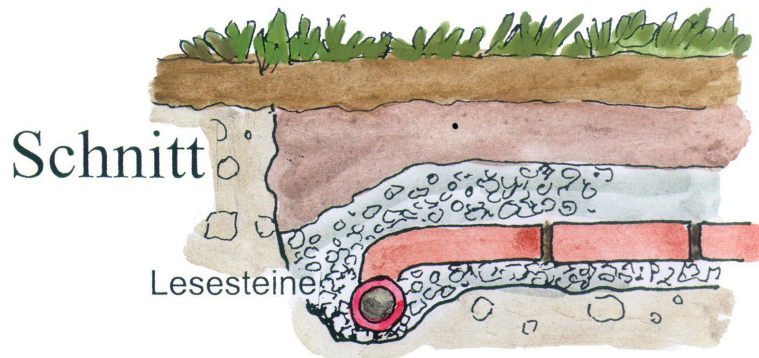


Abb. 87

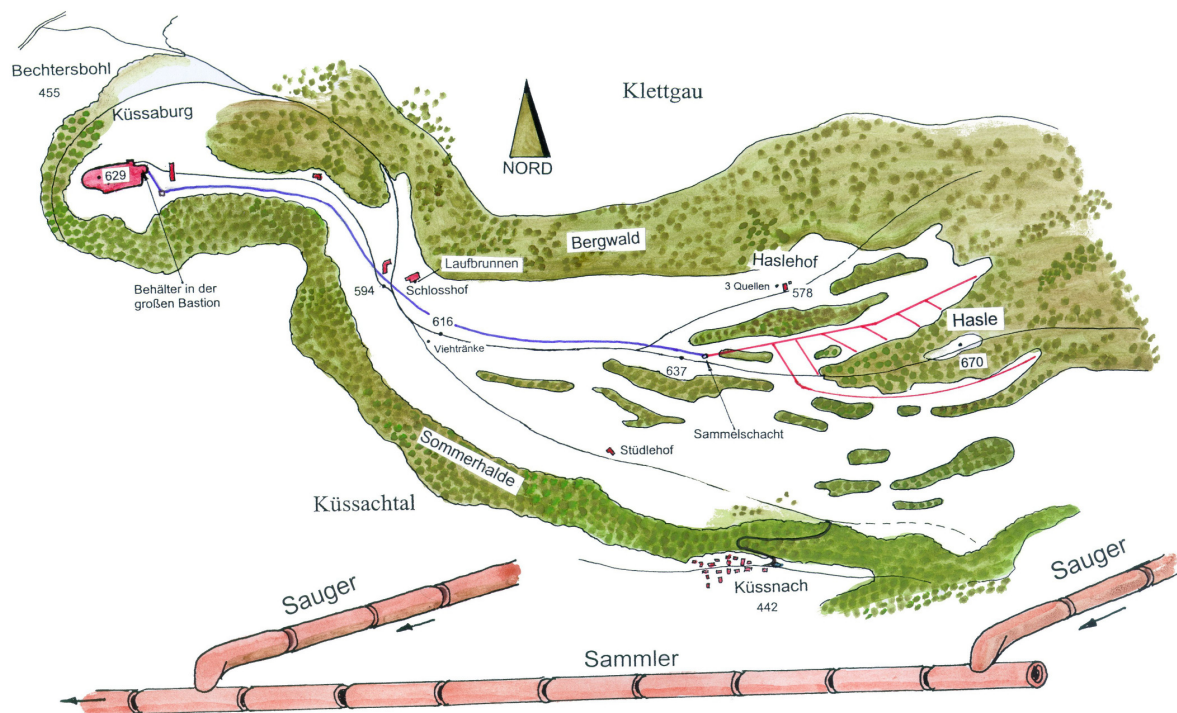


Abb. 88: Wassergewinnung aus dem Gewinn Hasle

Ein Brunnen bis hinab auf den Kies

Man kann sich denken, dass wir als erstes wissen wollten, wie hoch die Burg über dem Talgrund des Klettgaus lag. Annas Großvater fertigte uns eine große Anzahl von Pflöcken und wir begannen die Höhenmessung. Weil auf den Hängen des Schlossberges kein Wald wuchs, hatten wir gutes Licht und kamen rasch voran. Es ging ja auch die ganze Zeit bergab. Ich selbst war am Gerät, Anna hielt die Stange zum Ablesen der Höhe, der Müllerbub schlug die Pflöcke in den Boden, während das Eselchen den Wegrand abweidete. Anna war der Ansicht, dass der Kies des Klettgaus gar nicht unter den Burgberg reiche. Sie glaubte eher, dass durch das Tal einst vor langer Zeit ein großer Strom geflossen sei, der auf dem Talgrund, und nur dort, den Kies abgelagert hätte. Sie meinte auch, dass sich im Tal später ein großer See befunden habe, denn woher sollte sonst der viele Lehm über der Kiesschicht in der Mitte des Klettgaus kommen?

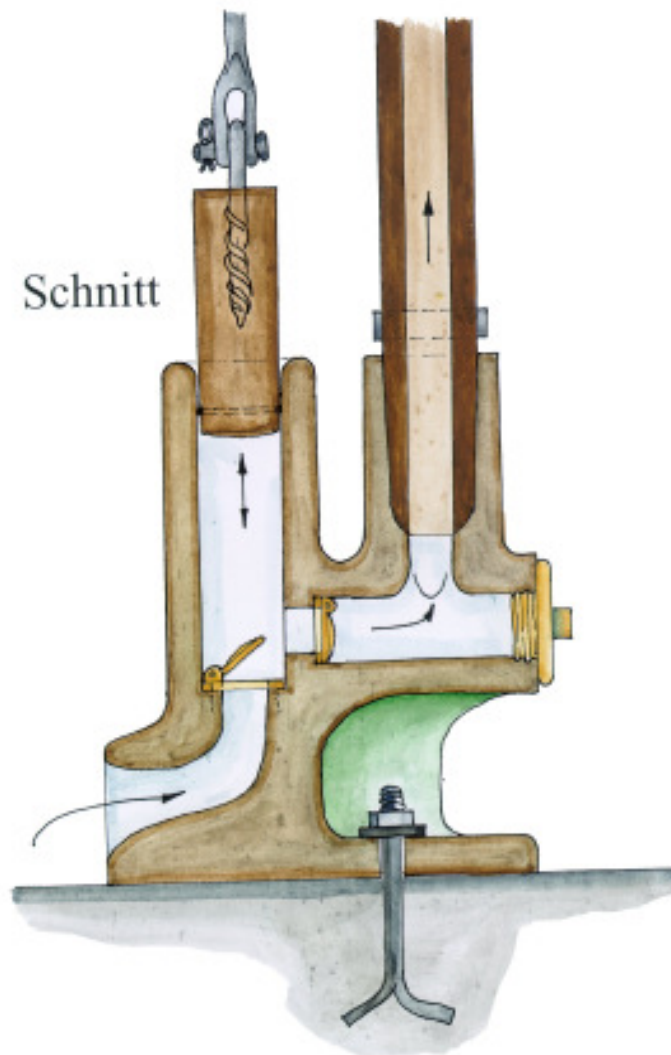


Abb. 89: Kolbenpumpe mit Gestänge und Steigleitung



Abb. 90: Klappe aus Messing

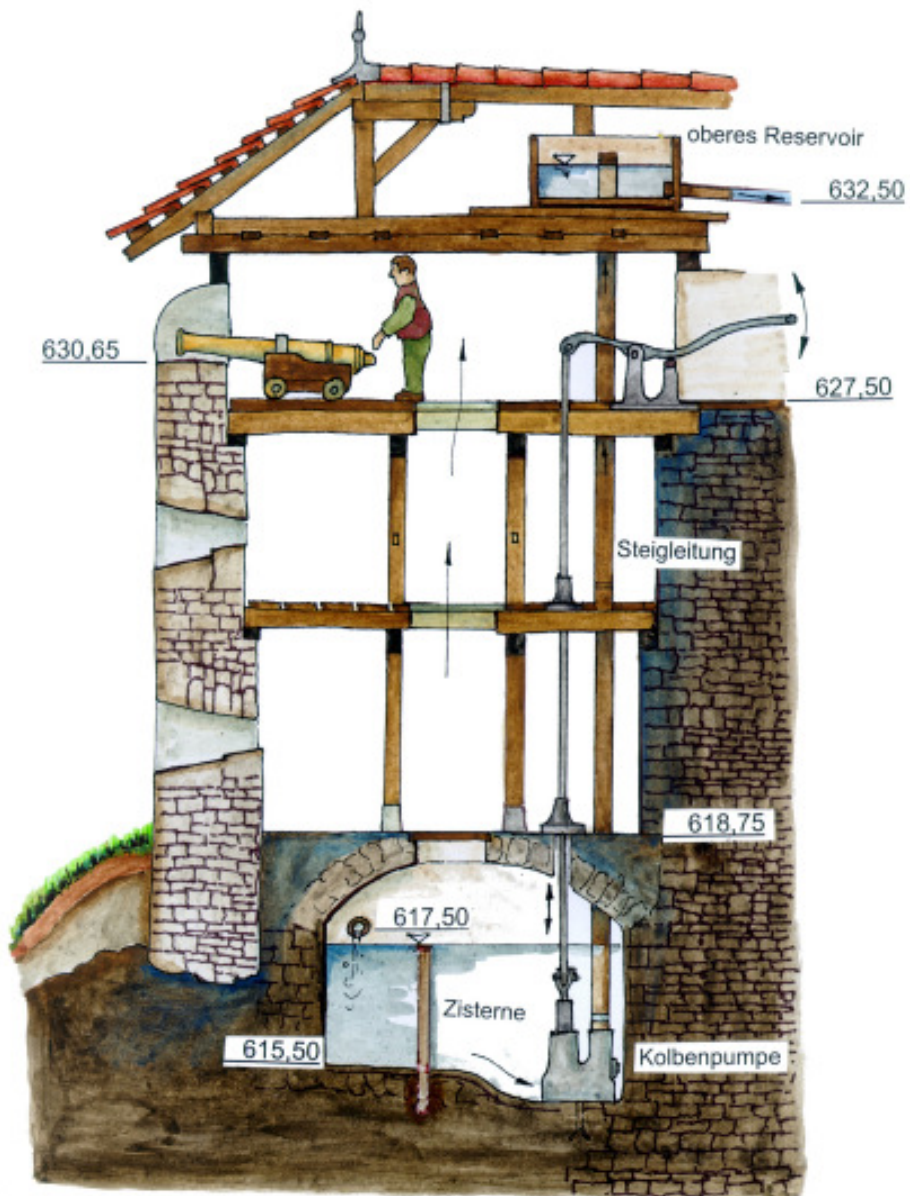


Abb. 91: Pumpstation in der großen Bastion (schematisch)

Sie erzählte nun auch so nebenbei dies und das. Annas Großvater hatte als Kind viele Jahre lang seinen eigenen blinden Großvater geführt, der nach dem unseligen Bauernaufstand von 1525 auf Befehl des Grafen Rudolf III geblendet worden war.



Abb. 92: Blinder Bauer mit Enkel

Auch ihr eigener Großvater sei dann mit der Obrigkeit in Konflikt geraten, denn man hätte ihm beim Fallenstellen aufgelauert und ihm zur Strafe zwei Finger abgehackt. Ich schwieg betroffen, denn ich hatte selbst schon bemerkt, dass der alte Mann einen tiefen Hass mit sich herumtrug, der ihm alle Lebensfreude raubte. Als wir nun nahe Bechtersbohl auf einer hoch über dem Dorf gelegenen Wiese Mittagsrast machten, erläuterte Anna die Landschaft. Ganz am Horizont leuchtete violettfarben der Steilabfall der Alb. Der Klettgau sei auf drei Seiten von Bergen eingerahmt. Ganz im Osten finde man den Hohe Randen, im Süden dann den Kleinen Randen und gegen Norden einen Höhenzug, der Klettgau und Wutachtal trenne. Die Großmutter habe noch gewusst, dass in einer fernen Zeit hier im Klettgau die Erdgöttin Gaia in dreierlei Gestalt verehrt worden sei. Als weiße Jungfrau oder Göttin des Frühlings, als rote Muttergöttin oder Göttin der Reife und der Fülle und als schwarze Madonna, oder Göttin der Wandlung vom Tode zur Auferstehung. Wo die drei Orte der Verehrung gewesen seien, könne nur vermutet werden. Sie selbst glaube, dass die Bergkirche von Hallau über dem Frühlingsheiligtum erbaut sei, dass sich auf der Anhöhe der Kirche von Grießen das zweite Heiligtum befunden habe und man den Ort, an dem die schwarze Madonna verehrt wurde, im Hardtwald südöstlich von Geisslingen zu suchen habe. Dort befinde sich auch ein großer Grabhügel, in dem der Überlieferung nach ein Anführer mit neunzig Getreuen seines Volkes bestattet sei. Zur Zeit der großen Wanderung vor über zwölfhundert Jahren war das Volk, dem die Toten angehört hatten, als Gemeinschaft freier Männern und Frauen hierher gekommen. Sie waren dann im Laufe der Jahrhunderte von ihren Gaugrafen, die sie ursprünglich aus ihrer Mitte gewählt hatten, unterjocht und geknechtet worden. Die damaligen Freien waren heute überwiegend Leibeigene.



Abb. 93: Statuette einer Erdgöttin

Anna wusste auch über die christlichen Heiligtümer der Gegend bescheid. Sie berichtete vom Heiligtum der Notburga. Diese sei eine fromme Königstochter aus der Stadt Edinburgh in Schottland gewesen. Ihr Grab befinde sich in Bühl. Frauen, die keine Kinder bekämen oder die um eine glückliche Geburt bitten wollten, würden zum Grab der Heiligen pilgern. Anna erzählte, dass die Römer einst den Weinbau in die Gegend gebracht hatten. Sie vermutete dass auf halber Höhe des Schlossberges, hoch über der St. Blasier Trotte, auf dem dort vorhandenen Geländeabsatz möglicherweise ein römisches Tempelchen gestanden haben könnte. Gegen Nachmittag kam unsere Messerei zu einem Ende. Der Höhenunterschied zwischen Burghof und Talsohle betrug 255 Meter.

Auf Wassersuche am Schlossberg

Nicht weit entfernt vom Aufstieg zur Küssaburg lag direkt nördlich der Burg eine genutzte Quelle. Diese versorgte den Dorfbrunnen von Bechtersbohl mit Wasser und war vor langer Zeit schon gefasst und abgeleitet worden. Es hieß, ein Stollen würde dort in den Berg hinein führen, der das Wasser sammle. Solche Stollen waren sonst hauptsächlich im nahen Hotzenwald zu finden. Die Bauern wussten von Stollen in Niederwihl, Rübwihl und Unteralpfen zu berichten. Auch aus dem nahen Fricktal würde man solche Stollen kennen. Diese seien zwar gebaut worden, um Wasser zu sammeln, in Kriegszeiten würden sie aber auch als Fluchtstollen genutzt. Wir fanden am Ort der Quelfassung eine hölzerne, mit Bohlen abgedeckte Schachtzimmerung vor. Wie die Fassung selbst aussah, konnte man nicht feststellen. Dies war auch nicht von Belang. Die Höhenmessung ergab, dass der Quellaustritt 95 Meter tiefer als der Burghof lag. Da das Wasser des Dorfbrunnens nicht verunreinigt war, hatte die Quelle vermutlich keinen Zufluss aus dem Umfeld der Burg. Etwas weiter oben gab es einen Waldweg, der etwa 70 Meter tiefer als der Burghof lag, Dieser Weg lag auf seiner ganzen Länge auf einem breiten Wall aus Schutt von abgerutschtem

lehmigem Gestein. Oberhalb dieser Rutschung befand sich eine natürliche tiefe Rinne von wechselnder Breite, und am Hang sah man verschiedene Runsen, über die bei Regenwetter das Wasser herunterkam. Ich war sicher, dass man hier Wasser erschließen könnte, wenn man hinter dem Wall einen Sickergraben anlegen würde. Aber dieser Waldweg befand sich viel zu tief unterhalb der Burg, als dass er für eine Nutzung interessant gewesen wäre. Weiter oben am Berg konnte ich keine Wasseraustritte mehr finden.



Abb. 94: Wasserstollen

Es war nun Sommer geworden, und die Burgbewohner saßen sonntags draußen vor der Küssaburg, wo sich einst bis zum Bauernaufstand von 1525 das Städtchen Küssenberg befunden hatte. Hier erzählte sich die Dienerschaft dann gerne Sagen und Geschichten. Auf der Wiese dort war es schattig und doch nicht so kalt wie im inneren Burghof. Edwin, der greise Dienstmann des Vogts, fabulierte des öfteren von der geheimnisvollen keltischen Stadt Taxgerium. Die Kinderschar liebte den alten Edwin. Man nannte ihn scherzhaft König Edward, weil er so steif und würdevoll einher schritt. Jedermann hörte ihm gerne zu.

Diese mysteriöse Stadt, so wusste der Erzähler, hatte ihre Akropolis, also ihr Machtzentrum mit Königspalast und Tempelanlagen, auf dem Stubenberg bei Birndorf. Der gesamte Bergrücken sei einst terrassiert gewesen. An den zahlreichen Mauerresten könne man heute noch die einzelnen Geländestufen erkennen. König Edward wusste, dass die Kelten Meister der Eisenverhüttung waren, und durch den Handel mit Eisen wohlhabend und mächtig geworden waren. Sie kannten den Blasebalg und schmiedeten in ihren Werkstätten das Eisen zu Waffen, Äxten, Radreifen, Werkzeug, Fassreifen und Pflugscharen. Der Alte liebte das fruchtbare Hochtal des Leiterbaches. Der Bach hieß damals, als ich auf der Küssaburg war, bereits Leiterbach, ursprünglich bedeutete sein Name aber Lauterbach, der lautere, saubere, klare Bach. In seinem lieblichen Hochtale liegen die Dörfer Oberalpfen und Unteralpfen. Der alte Diener erzählte oft und gerne vom Leben auf den königlichen Gutshöfen und von den zahlreichen Pferden des Keltenfürsten, die einst hier geweidet hatten.

Auch Anna war eine begabte Erzählerin. Sie kannte die alten Fabeln von Äsop: vom Löwen und der Maus, vom Fuchs und den Trauben, vom Raben und dem Fuchs und vom Schatz im Weinberg. Die kleinen Kinder klatschten begeistert in die Hände, und auch ich lauschte gerne, während ich meine Notizen auf der Schiefertafel machte. Die Mägde wussten von verschiedenen Sagen, die sich um die Küssaburg ranken: von den Bergmännlein, die an der Sommerhalde hausen und mit armen Wanderern ihren Schabernack treiben, und vom bösen Heideweiblein, das auf der Hochebene östlich der Burg sein Unwesen treiben soll. Diese unheimliche Nebelhexe zauberte schreckliche Unwetter mit Blitz, Donner und Regengüssen herbei, um den Menschen und der Ernte zu schaden. Eine ältere Dienstmagd erzählte die Geschichte vom unterirdischen Gang, der vom Schloss Hohenlupfen bei Stühlingen zur Küssaburg führte, und wusste von einem zweiten geheimnisvollen Gang, der von Schneisingen her, unter dem Rhein hindurch die Keller der Küssaburg erreiche. Im Wald bei Schneisingen, so berichtete sie, führe eine bemooste Treppe in die Tiefe zu einer verwunschenen Tür. Sie habe als Kind die Treppe noch gesehen. Ich selbst glaube, dass es sich bei den sagenumwobenen Gängen um Bergwerksstollen handelte, in denen Eisenerz oder Gips gewonnen wurde.



Abb. 95: Königskerze

Ein Burgbrunnen wird geplant

Mein Auftrag beinhaltete neben allen schon untersuchten Varianten die Planung des Burgbrunnens. Wie tief dieser letztendlich werden würde, wusste niemand. Wir hofften schon in geringer Tiefe auf Wasser zu stoßen oder zumindest in sechzig Metern Tiefe die Schicht Leimen anzutreffen, über der Wasser zu erwarten war. Wenn man dort kein Wasser fand, wollte der Graf, wie ich schon sagte, den Brunnen weiter abteufen, - „Notfalls bis auf den Kies hinab“. Mein Part war Gott sei Dank nur die Planung und die Kostenermittlung. Der Brunnenschacht sollte nach meiner Vorstellung mit drei Metern Durchmesser gebaut werden. Ich kannte die Probleme vieler Brunnen mit nachfallendem Gestein und wollte daher den Schacht unbedingt dort, wo brüchiger Fels anstand, mit einer kreisrunden inneren Ausmauerung versehen. Natürlich wusste ich, dass es schwierig sein würde, hier in der Gegend geeignete witterungsfeste Mauersteine zu bekommen. Ich hoffte aber, von den beim Ausbruch des Schachtes gewonnenen Steinen seien etliche als Mauersteine geeignet. Sodann machte ich mir viele Gedanken, wie man während der Bauzeit den Schacht mit frischer Luft versorgen könnte. Der Graf war jedoch gänzlich gegen meinen Plan, die Luft über Querstollen hereinzulassen. Es gab Bergleute, die behaupteten, alleine die nach oben steigende Körperwärme der Arbeiter im Schacht wäre ausreichend, um einen Luftaustausch zu bewerkstelligen. Dieser Meinung war ich jedoch nicht. Über Stollenfenster hätte man das Ausbruchmaterial abkippen und auf diese Weise Kosten sparen können, doch der Graf wollte diese Öffnungen partout nicht haben. Es waren Überlegungen für den Schutz der Bergleute unten im Schacht zu treffen. Schutzdächer gegen fallende Steine waren erforderlich, und für das Hinablassen und Heraufziehen von Menschen und Material benötigte man einen Aufzug mit Laufrad oder als Alternative dazu Gerüste und Leitern, für die entsprechende Nischen in der Schachtwand zu belassen waren. Auf anderen Brunnenbaustellen fand man beides: Gerüste mit Leitern und einen Materialaufzug. Während der Bauzeit gab es auch hier das Problem, wo die Arbeiter ihre Notdurft verrichten sollten, ohne gleich den teuren Brunnen zu verunreinigen. Die größte Ungewissheit war, wie viel Meter man in die Tiefe gehen müsste, bis man endlich auf Wasser kommen würde.

Es soll nun nachfolgend grob umrissen werden, welche Positionen der Kalkulation für den Bau des Brunnens zugrunde lagen:

Damals rechnete man einen Gulden zu 68 Kreuzern.

Ein verheirateter Tagelöhner verdiente 16 Kreuzer am Tage.

Ein unverheirateter Zimmergeselle hatte pro Tag 18 Kreuzer.

Einem älteren, erfahrenen Zimmermann zahlte man täglich 20 Kreuzer.

Ein Zimmermeister oder ein erfahrener Bergmann wurden mit 23 Kreuzern täglich entlohnt.



Abb. 96: Auf Schutthalden findet man den Hufblattich

Zum Lohn hinzu kamen auf externen Baustellen Verpflegung und Unterkunft. Eine Kuh kostete 10 Gulden und eine einigermaßen gut situierte Familie verfügte über ein Jahresbudget von 85 bis 100 Gulden. Wer möchte, kann anhand dieser Angaben die damaligen Kosten auf heutige Verhältnisse umrechnen.



Abb. 97: Bergleute beim Brunnenbau

Ich berichtete bereits, dass der Brunnen der Burg Bernwartstein nur zwei Meter Durchmesser hatte. Infolge der Enge des Schachtes gab es bereits beim Bau viele Probleme. Die hölzernen Einbauten und Leitern behinderten die Arbeiten, und die Arbeiter gefährdeten sich gegenseitig bei der Arbeit. Später, im Betrieb, schlug der Wasserkübel immer wieder gegen die Schachtwand. Der Brunnen der Küssaburg wurde daher, wie ich schon sagte, mit drei Metern Durchmesser projektiert. Das bedeutete zwar siebeneinhalb Kubikmeter Ausbruch pro Meter Brunnenschacht anstatt dreieinhalb Kubikmeter beim kleineren Brunnen der Burg Bernwartstein. Aber man würde doch gut vorankommen, weil man genügend Bewegungsraum hatte. Ich ging davon aus, dass man jährlich zweiundzwanzig Meter tief ausbrechen könne. Bei vielen Brunnenbauten wurde Tag und Nacht gearbeitet. Man kann sich denken, dass nachts die Unfallgefahr sehr viel höher war als bei Tag, insbesondere die Gefahr, dass Gegenstände oder gar Personen in den Schacht fallen würden, war groß. Ich ging daher davon aus, dass bei Nacht nur jeweils zwei Bergleute unten im Schacht Schichtbetrieb leisten würden. Der einzelne Bergmann war weniger als zehn Stunden im Brunnen. Es mussten ja, wenn die Bergleute wieder eine Ladung Gesteinsschutt beieinander hatten, die Hilfskräfte das Material in Kübel schaufeln und abtransportieren. So lange hatten die Bergleute Pause und Gelegenheit, an der frischen Luft ihre Meißel und Hauen nachzuschärfen.

Baukalkulation für den Brunnen:

4 Bergleute zu je 240 Tagen im Schichtbetrieb	=	22080 Kr.
Werkzeuge, Dielen, Bretter, Leitern, Kanthölzer, Bauklammern, Beschläge, Seile, Ketten, Rundhölzer, Lampen usw.	=	16800 Kr.
6 Tagelöhner für das Laden, Aufziehen und Abtransportieren des Ausbruchs zu den nahen Steinbrüchen der Burg:	=	18800 Kr.
2 Maurer, nur zeitweise	=	7200 Kr.
2 Zimmerleute, nur zeitweise	=	6400 Kr.
Kalksteine für die Ausmauerung, 2 Steinhauer	=	2980 Kr.
Wasserfester Mörtel mit Sand und Ziegelmehl aus Rheinheim	=	1560 Kr.
3 Fuhrwerke für Transportleistungen, Fahrzeug, Pferde und Futter alles inbegriffen:	=	7500 Kr.
Verpflegung für 20 Mann und für zwei Frauen, die kochen	=	15560 Kr.
Personen- und Materialaufzug mit Tretrad, anteilig pro Jahr	=	8416 Kr.
Bauaufsicht, 1 versierter Brunnenbauer:	=	6850 Kr.
Reparaturen aller Art an Maschinen, Schachtzimmerungen, Fahrzeugen und Werkzeugen:	=	2524 Kr.
Unvorhergesehene Ausgaben:	=	9300 Kr.
<hr/>		
Gesamtsumme pro Jahr (pro 22 Meter)	=	125870 Kr.
das sind pro Jahr und 22 Meter Schacht	=	1851 Gulden
oder pro Meter Schacht	=	84 Gulden
oder für einen 60 Meter tiefen Brunnen	=	5040 Gulden

Die Tatsache, dass im oberen Bereich der Aufwand geringer als in der Tiefe ist, wurde in der Berechnung berücksichtigt, ebenso die Kostenreduzierung durch den Einsatz von eigenen, leibeigenen Leuten als Tagelöhner. Letztendlich interessierte den Grafen nur die Endsumme.

Gegenüberstellung der verschiedenen Lösungen:

a) Bau zweier zusätzlicher Filterzisternen:	=	745 Gulden
b) Aufstellen eines zweiten Brunnenstocks mit Absperrvorrichtung am Schlosshof, neue Wasserfassung oberhalb des Haslehofes, Bau eines Sammelschachtes mit Verbindungsleitung zum neuen Brunnen.	=	1034 Gulden
c) Wasserbeileitung aus dem Hasle hinauf zur Burg	=	2076 Gulden
d) Bau eines 60 Meter tiefen Brunnens	=	5040 Gulden

Wie man weiß, waren die Grafen von Sulz hoch verschuldet, daher kam keine der vier Lösungen zur Ausführung und das Wasser wurde weiterhin mit Maultieren am schon vorhandenen Brunnen des Schlosshofes geholt. Es mag dabei eine Rolle gespielt haben, dass auch Karl Ludwig zwischenzeitlich erkannt hatte, dass die Burg im Zeitalter der Feuerwaffen und der Landsknechte verteidigungstechnisch nur noch von geringem Wert war. Eine feindliche Truppe würde einfach durch den Klettgau oder über den Pass ziehen und sich um die Burg oben auf der Höhe überhaupt nicht kümmern. Die Zeit der Höhenburgen war vorbei. Selbst auf der stolzen Reichsfeste Trifels residierte nur noch ein Vogt mit wenig Befugnissen, wenig Bediensteten und ohne Wachmannschaft. Mancher Burgherr hatte sich für den Bau seines Brunnens so hoch verschuldet, dass er die Burg verpfänden musste. Dieses Wagnis wollte der Graf nicht eingehen. So war unsere gesamte Arbeit umsonst gewesen – oder doch nicht? Ich selbst hatte jedenfalls bei den vier Projekten viel Erfahrung gesammelt und ich hatte meine spätere Frau Anna kennengelernt.

Anna (Oktober 1606)



Abb. 98: Anna im Reisekleid

Andres und ich wollten nun endgültig zurück in unsere elsässische Heimat. Andres sollte in den Mühlebaubetrieb seines Vaters einsteigen, und ich wurde dringend zur Unterstützung meines eigenen Vaters auf Girsbaden erwartet. Als ich nun Anna fragte, ob sie meine Frau werden wolle, antwortete sie, sie sei Leibeigene und könne nicht weggehen wie sie wolle.

Ich sprach danach beim Vogt vor, der mir eröffnete, dass eine Heirat zwischen Freien und Leibeigenen streng verboten sei. Man könne beim Grafen ein Gnadengesuch einreichen. Ich müsse dann entweder selbst Leibeigener werden und hier bleiben, oder ich müsse meine Frau freikaufen. Der Graf verlangte für die junge Frau 30 Gulden, also den Gegenwert von drei Kühen. Hierfür musste ich auf den Großteil meines vertraglich vereinbarten Verdienstes verzichten. Ich tröstete mich damit, dass auch unser Erzvater Jakob seine Frau Lea seinem Schwiegervaters Laban abgekauft hatte, wie es im 1. Mose 29, Vers 20 geschrieben steht. Der Vertrag wurde auf der Kanzlei in Tiengen ausgefertigt und unterschrieben. Wir waren alle sehr glücklich, als meine Anna in die Freiheit entlassen wurde. Meine künftigen Schwiegereltern drängten mich aber zur Abreise. Sie befürchteten, der Graf könne seine Meinung nochmals ändern und mich nicht ziehen lassen. Es fiel mir danach nicht ganz leicht, von der Küssaburg und von der Familie meiner Anna Abschied zu nehmen. Insbesondere hatte ich mich mit dem Vogt und dessen Familie und mit dem Großvater Annas gut verstanden und hatte auch die mir übertragenen Aufgaben gerne wahrgenommen. Anna musste nun für die Reise eingekleidet werden, und auch Andres und ich mussten noch einige Gulden ausgeben, bis wir wieder marschbereit waren. Der Vogt stellte uns einen Dienstmann nebst Pferd zur Verfügung, so dass Anna auf der ersten Etappe reiten konnte. Über Zurzach und Leibstadt kamen wir nach Laufenburg. Hier verließ uns unser Begleiter. Wir fanden glücklicherweise ein Frachtschiff, das anderen Tags nach Breisach ablegen sollte.

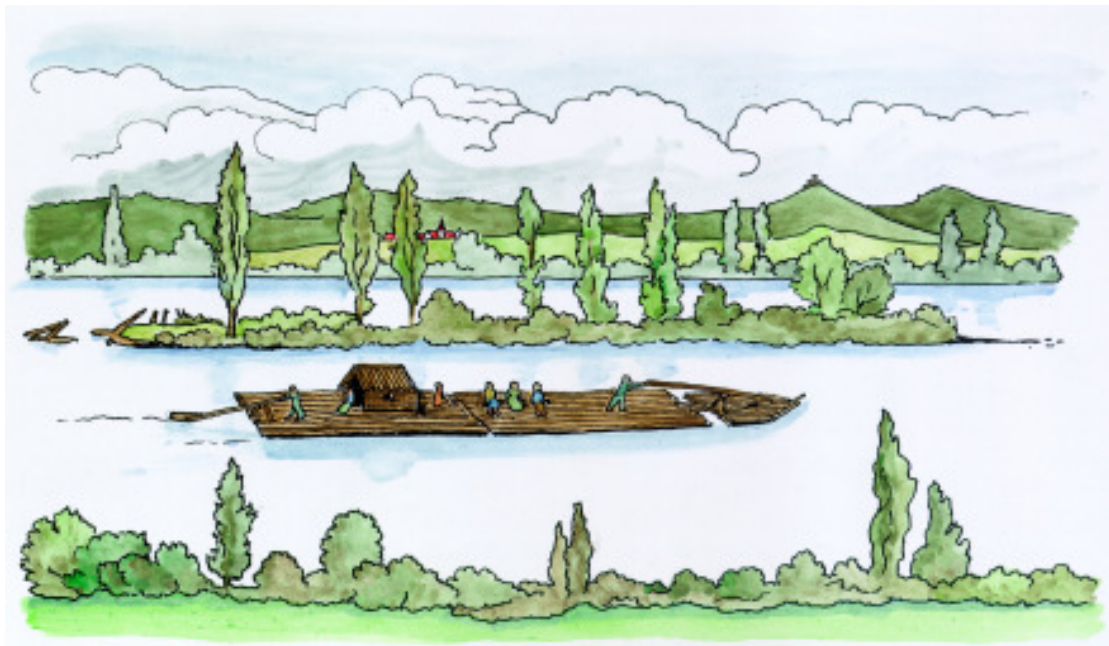


Abb. 99: Floß auf dem Rhein

Von Breisach aus nützten wir bis Rhinau eine Mitfahrgelegenheit auf einem offenen Holzfloß. Rhinau liegt dreißig Kilometer vor Straßburg auf der linken Rheinseite. Von dort sind es fünfundzwanzig Kilometer nach Obernai und nochmals sieben Kilometer nach Girsbad. Ein Fuhrmann, der in derselben Richtung wie wir unterwegs war, ließ Anna auf seinem Fuhrwerk mitfahren, während Andres und ich nebenher gingen. In Obernai endete die Fahrt, und dort verabschiedeten Anna und ich uns von dem freundlichen Fuhrmann und auch von Andres. Wir waren alle drei sehr müde von der langen Reise. Die Übernachtungen waren nicht komfortabel gewesen.

Insbesondere die Nächte auf dem Wasser waren kalt. Auf Schiff und Floß gab es zwar eine Schutzhütte, aber keinerlei Möglichkeit, unbeobachtet dringende Bedürfnisse zu erledigen, und man musste sich vorsehen, dass man bei dieser Verrichtung nicht über Bord fiel. Ich besorgte nun in Obernai ein Maultier, und Anna, die das Reisen nicht gewöhnt war, konnte die letzte Strecke bis nach Hause reiten. Der Empfang daheim war herzlich. Meine Eltern und Geschwister waren gut zu der neuen Tochter, die ich mitgebracht hatte. Auch Rostan, inzwischen 46 Jahre alt, begrüßte uns freudig.



Abb. 100: Christrose

Hier endet eigentlich meine Geschichte von der Wassersuche auf der Küssaburg. Ich heiratete meine Anna und hatte bald eine eigene Familie und war es so zufrieden. Teils arbeitete ich für meinen Paten in der Zimmerei, teils ging ich meinem Vater zur Hand, und es hätte immer so bleiben können. Es kam aber der Krieg, den man den Dreißigjährigen Krieg nennt, mit all seinen Schrecken. Darüber will ich nachfolgend in einem zweiten Teil berichten, den Sie dann lesen können oder nicht, ganz wie Sie wollen.



Abb. 101

Das Elsass wird verwüstet (1622)

Bis 1622 blieb das Elsass weitgehend vom unseligen Kriegsgeschehen verschont, das mit dem Fenstersturz zu Prag 1618 seinen Anfang genommen hatte. In Böhmen hatten sich die überwiegend protestantischen Landstände gegen ihren habsburgischen Landesvater Ferdinand II erhoben. Dieser war bis dahin sowohl Böhmischer König als auch Erzherzog von Österreich gewesen, war streng katholisch und stets bestrebt, das „protestantische Übel“, das die habsburgische Alleinherrschaft bedrohte, auszumerzen. Er hatte den Protestanten in Böhmen einst Religionsfreiheit zugesichert, verärgerte diese aber durch immer neue Repressalien, so dass diese ihn schließlich absetzten. Sie wählten den Kurfürsten Friedrich V von der Pfalz, ein 23-jähriges unreifes Bürschchen, zu ihrem König und beriefen sich hierbei auf ihr angestammtes Recht, ihren Regenten selbst zu wählen. Ferdinand II war nun zutiefst verärgert und akzeptierte diese Wahl nicht. Nachdem er am 28. August 1619 zum Kaiser gewählt worden war, rückten seine Feldherren, unterstützt durch Truppen des katholischen Bayernherzogs Maximilian, mit einem Heer gegen die Stadt Prag und besiegten in der Schlacht am Weißen Berge am 8. November 1620 das böhmische Ständeheer. Der Kaiser setzte danach Friedrich V als böhmischen König und zugleich als Kurfürst von der Pfalz ab. Die protestantische Seite wollte diese Entscheidung nicht hinnehmen und stellte nun ihrerseits ein Heer auf, um dem verhassten katholischen Kaiser eine Niederlage zu bereiten. Als Heerführer wählte man, ohne die Folgen zu bedenken, den „Kriegsunternehmer“ Ernst von Mansfeld, der gerade in Savoyen in Norditalien das Land verwüstete und die unschuldige Bevölkerung drangsalierte. Es war diesem völlig gleichgültig, ob seine Auftraggeber nun katholisch oder evangelisch waren. Er verdingte sich für den Auftraggeber, der ihm das beste Angebot machte, und das war dieses mal die protestantische Union mit den als Kriegstreiber verrufenen adligen Herren Christian von Anhalt und Ernst von Brandenburg-Anhalt. Mansfelds Truppen bestanden aus dem übelsten Gesindel, das Europa damals aufzubieten hatte. Es war, seitdem es Söldnerheere gab, üblich, dass sich diese selbst versorgten, indem sie die Ländereien des Gegners brandschatzten.



Abb. 102: Ein Überfall

Die Landsknechte bekamen keinen Sold, sondern plünderten die Dörfer und Städte, die sie eingenommen hatten, und raubten der Bevölkerung die notwendigsten Güter. Das Elsass war damals eine glückliche, wohlhabende Region, gepflegte Weinorte und stolze Burgen, schmucke kleine Städte und reiche Klöster waren die Zierde des Landes. Mit den unseligen Streitigkeiten der Fürsten um Macht und Einfluss und um immer noch mehr Reichtum wollte die Bevölkerung nichts zu tun haben. Weil nun aber die Gegend katholisch war, verwüstete Mansfeld, ohne dass ihn jemand gehindert hätte, die elsässischen Lande. Seine Marodeure mordeten, plünderten und vergewaltigten, brannten Dörfer nieder und verbreiteten im gesamten Elsass Furcht und Schrecken. In der Folge grassierten Hunger, Krankheiten und große Armut. Zahlreiche befestigten Städte wurden eingenommen, die meisten Burgen konnten sich jedoch gegen die Angreifer behaupten, so auch die Burg Girbaden, in der zahlreiche Bauern und Bürger aus den benachbarten Dörfern Schutz gesucht hatten. Es konnten in dieser üblen Kriegszeit aber die Felder nicht bestellt werden, so dass eine schreckliche Hungersnot das Land überzog. Zahlreiche Kinder und alte Leute starben, das Vieh musste geschlachtet werden und es war überall große Not. Zur selben Zeit, als im Elsass die Menschen starben wie die Fliegen, feierte man in Rom mit großem Pomp und Gepränge die Einweihung des Petersdomes. Dies verbitterte auch die katholischen Elsässer sehr, denn Rom hatte sich nicht ein einziges Mal bemüht, einen Frieden zu vermitteln. Man schrieb das Jahr 1626.



Abb. 103: Feuerwerk über Rom

Die Schweden treten in den Krieg ein (1630)

Im Juli 1630 landete der schwedische König Gustav Adolf mit 13000 Kriegsknechten in Pommern. Anfänglich waren die Schweden noch sehr diszipliniert, und es kamen kaum Ausschreitungen oder Plünderungen vor. Dem schwedischen Heer lief jedoch bald viel Gesindel zu, so dass die vermeintlichen Retter bald zur Landplage wurden, Gustav Adolf vertrieb die Truppen der katholischen Liga aus dem gesamten Norden des Reiches. Er wurde daher als Retter des Protestantismus und als treuer Diener Gottes gepriesen. Hauptsächlich wollte er aber sein Territorium ausweiten und seine Macht im Ostseeraum sichern. Die Truppen der katholischen Liga, kommandiert vom bayrischen Feldherrn Tilly, standen zu der Zeit immer noch in Sachsen. Sie eroberten Magdeburg und richteten dort ein schreckliches Massaker an. Merseburg, Leipzig und zahlreiche andere Städte mussten sich ergeben. Am 17. September 1631 besiegten die Schweden die katholische Liga bei Breitenfeld nahe Leipzig, Tilly wich nach Süden aus, die Schweden folgten. Der gesamte Süden des Reiches war nun Kriegsschauplatz. Es folgte Schlacht auf Schlacht, und die Bevölkerung litt allergrößte Not. Zersprengte Truppen überfielen im ganzen Land Dörfer und abgelegene Gehöfte. Am 14. April 1632 besiegten die Schweden Tilly, seine Bayern und die spanische Reiterei bei Rain am Lech, Tilly wurde schwer verwundet und starb in Ingolstadt. Der böhmische Feldherr Wallenstein, zuvor abgesetzt, kommandierte nun wieder die Truppen der katholischen Liga, die sich bei Nürnberg verschanzten. Die Schweden, die ebenfalls nahe der Stadt lagerten, konnten das gut befestigte Nürnberg nicht einnehmen. Ruhr und Pest fordern unter den Soldaten, insbesondere aber auch unter der ausgehungerten Bevölkerung schreckliche Opfer. Doch der Krieg ging weiter. Der kalte, steife Katholizismus der Habsburger und die Unnachgiebigkeit der Protestanten verhinderten jeglichen Frieden.



Abb. 104: Meldereiter

Schwedische Truppenteile operierten nun im gesamten Süden des Reiches. Ganze Landstriche waren bereits entvölkert, insbesondere auch das protestantische Württemberg mit der Schwäbische Alb. Die besser begüterten Familien suchten Schutz in den befestigten Städten. Basel nahm einen Teil der Elsässer auf. Unsere Herren von Rathsamhausen zogen mit der gesamten Dienerschaft nach Straßburg, wo sie sich sicher wähnten. Der schwedische General Horn bekam im Sommer 1632 von der protestantischen Liga den Auftrag, die in Württemberg eingedrungenen kaiserlichen Truppen zu vertreiben. Über Bamberg, Windsheim und Mergentheim kam er heran, zog vor Heilbronn, eroberte die Stadt, vertrieb die dort stationierten kaiserlichen Truppen, verfolgte sie bis an den Rhein und überschritt am 31. August 1632 bei Straßburg den Fluss. Die Stadt Straßburg empfing ihn „als Freund“, was man glauben mag oder auch nicht. Jedenfalls benahmen sich die schwedischen Truppen in der Stadt sehr schlecht, eroberten auch im nördlichen Elsass, das dem Bischof von Straßburg gehörte, Stadt um Stadt und hausten noch schlimmer als Jahre zuvor Mansfeld. Sie vergriffen sich wiederum an der ländlichen Bevölkerung und zerstörten von neuem alles, was zwischenzeitlich wieder aufgebaut worden war. Am 16. November 1632 fiel der schwedische König Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen. Von nun an fehlte den schwedischen Truppen jegliche Disziplin.

Die Schweden greifen Girbaden an (1622)

Die Bevölkerung suchte vor den schwedischen Marodeuren Schutz in den Burgen. Bauern und Handwerker aus Grendelbruch bezogen auf Girbaden in eilig gezimmerten Schutzhütten Quartier. Diese Hütten lagen auf der freien Fläche im westlichen Teil der Burg, also innerhalb der Mauern. Die Flüchtlinge hatten Lebensmittel, Futter für das Vieh und ihre wichtigsten Habseligkeiten mitgebracht sowie Bauholz, Werkzeug, allerlei Gerätschaften und Waffen. Es bereitete große Mühe, diesen Besitz so zu stapeln, dass die Burg noch verteidigt werden konnte. Ständig mussten die Wasservorräte ergänzt werden. Überall auf Straßen und Wegen stießen unsere Landsleute nun mit Trupps plündernder Soldaten zusammen. Von beiden Seiten fanden eine Reihe von Überfällen statt, bei denen es keine Gefangenen gab. Anfänglich fügten die Bauern den schwedischen Räuberbanden noch schwere Verluste zu, dann rückten die Schweden nur noch in größeren Truppenkontingenten aus und brannten die ausgeraubten Dörfer und Burgen systematisch nieder. Nachts leuchteten nun die Feuerbrände benachbarter Burgen und Dörfer. Brandgeruch lag in der Luft und man hörte fernes Geschrei und Kampfgetümmel. Das Kloster St. Odilien stand in Flammen, dann Schloss Andlau, Burg Landsberg, Burg Nideck, die Burgen Ringelstein, Ottrott und Klingenthal... Bald erschienen die Schweden auch vor Girbaden. Unsere Jagdhunde meldeten mit kehligem Knurren die Gefahr. Schemenhaft tauchten die ersten Angreifer aus dem wallenden Morgennebel auf. Sie näherten sich im Laufschrift, trugen Sturmleitern und fingen plötzlich an zu schreien. Über unsere Köpfe flog ein Hagelwetter von Gewehrkugeln hinweg und schlug prasselnd in die Holzdächer der Unterstände ein. Die Luft war voll mit Holzsplittern. Von Norden und Westen her verhinderten die dort vorhandenen natürlichen Blockhalden eine rasche Annäherung. Daher versuchten die Angreifer von Südwesten im Sturmangriff die Mauern der Vorburg zu überwinden. Wir ließen das Gesindel dicht heran kommen, schossen dann die Armbrüste ab. Dennoch erstiegen einzelne Angreifer die Mauern.



Abb. 105: Sturmangriff auf Girbaden

Wir schlugen auf sie mit Keulen und Äxten ein und warfen sie von den Leitern. Das Geschrei der Schweden wurde vom dumpfen Abschlag der Antwerchen übertönt, die in regelmäßigen Abständen ihre Steinbrocken unter die Angreifer warfen. Unsere eigene Mannschaft machte nun einen Ausfall durch das westliche der beiden Zugangstore, und die Schweden zogen sich so schnell wie sie gekommen waren zurück. Eine größere Anzahl Schwerverwundeter Angreifer blieb zurück, die umgebracht und ihrer Stiefel, Kleider und Waffen beraubt und wurden. Danach schichtete man Holzstöße auf und verbrannte sie.

Bei ihrem nächsten Angriff führten die Schweden eine Kanone, eine sogenannte Feldschlange, mit sich, die sie mühsam von Süden über den dort vorhandenen kurzen steilen Hohlweg heraufgeschafft hatten. Sie bauten nun eine Lafette zusammen, die jedoch sogleich von einem Steinbrocken getroffen wurde, den eine der Antwerchen geschleudert hatte. Die Pferde gingen durch und schleppten den zweirädrigen Karren, auf dem die Lafette gelegen hatte, mit sich. Dieser zweite Angriff blieb im Pfeilhagel unserer Armbrüste stecken.



Abb. 106: Fußbeisen

Es fingen sich auch etliche Schweden in den spitzigen Fußbeisen, die unsere Leute ausgebracht hatten und gerieten in Gefangenschaft. Die Gefangenen flehten uns an, sie zu verschonen. Sie seien Bauern wie wir und seien zum Dienst gepresst worden. Sie wurden aber bestialisch umgebracht. Ich höre noch heute ihr Schreien. Nach diesem zweiten Angriff schafften wir Heu, Bauholz und Getreide tief in die Wälder. Auch Frauen und Kinder, Vieh, und weitere Futtermittel und Nahrungsmittel wurden weggebracht. Zum Schutz unserer Leute war eine starke Begleitmannschaft abgestellt. Der traurige Zug verschwand während der Dämmerung in den riesigen Wäldern westlich von Girsbad. Sie verschanzten sich dort in einer Schlucht fanden dort auch genügend Wasser und offene Wiesenflächen als Weiden für das Vieh. Im Spätherbst richteten sie sich auf einen schlimmen Winter ein. Auch ich musste damals von den Meinigen Abschied nehmen. Im Dezember 1632 eroberte General Horn mit seinen Schweden Schlettstadt und Colmar. Das Elend der Bevölkerung war unbeschreiblich. Im Frühjahr 1633 verließ Horn überraschend und so schnell wie er gekommen war mit seinen undisziplinierten Truppen das Elsaß, um sich bei Heilbronn mit den übrigen schwedischen Heeresteilen zu vereinigen.

Der Krieg weitet sich aus (1633)

Die Flüchtlinge kehrten bald in ihre zerstörten Dörfer zurück und lebten zusammen mit dem verbliebenen Vieh in den Ruinen der Häuser und in den rauchgeschwärtzten Mauern der Burgen. In strohgedeckten Hütten fanden sie notdürftig gegen Nässe und Kälte Schutz. Auch unsere Leute richteten sich wieder innerhalb der Mauern von Girsbad ein. Die Burg war damals noch weitgehend unversehrt, nur die Wasserversorgung blieb bei den vielen Flüchtlingen ein ständiges Problem. In der Stadt Heilbronn stritten währenddessen die Führer der protestantischen Liga, die schwedischen Generäle Horn und Banér, der schwedische Reichskanzler Oxenstierna und Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, die Stände des Schwäbischen Bundes, die holländischen und englischen Botschafter sowie Bevollmächtigte der fränkischen, oberrheinischen und niederrheinischen Kreise miteinander über das weitere Vorgehen. Im sogenannten Vertrag von Heilbronn vom 23. April 1633 wurde dann beschlossen, den Krieg gegen die Truppen des Kaisers fortzusetzen. Besonders die Herren Generäle waren untereinander uneinig und konnten sich nicht auf eine gemeinsame Strategie verständigen. Horn rückte am 3. Mai 1633 mit seinen Truppen verärgert aus Heilbronn ab und führte von nun an im Süden des Reiches seinen eigenen Krieg gegen die kaiserlichen Truppen.

Man hörte nun immer wieder von den Gräueln der Schweden. Die Truppen der protestantischen Liga, darunter viele Schweden, fielen bald danach zum dritten Male im Elsass ein. Dieses Mal waren es die undisziplinierten Mordgesellen des Bernhard von Sachsen und Weimar. Wieder mussten unsere Frauen und Kinder Girbaden verlassen. Auch dieses Mal wurden sie durch eine gut bewaffnete Begleitmannschaft eskortiert. Man rechnete täglich mit einem Angriff auf Girbaden. Am 14. September 1633 rückten Schwedische Kontingente über das Tal der Bruche und den Col de Wolfsgrube heran. Sie griffen Girbaden aber nicht von der Hauptfront aus an, sondern umgingen die vorgelagerten natürlichen Blockhalden westlich der Burg und kamen in breiter Formation von Süden heran, also direkt auf die Flankenmauer des äußeren Zwingers zu. Ein Angriff über den südlichen Steilhang war im Verteidigungskonzept der Burg nicht ausreichend berücksichtigt. So mussten wir von den langen Mauern der vorgelagerten fünf Zwinger aus die angreifenden Schweden abwehren. Als Schutzschilde trieben diese gefangene Bewohner der benachbarten Dörfer vor sich her, Männer, Frauen und Kinder. Wir konnten daher unsere Armbrüste nicht einsetzen ohne die eigenen Landsleute zu töten. Wir ließen die Angreifer herankommen, warfen dann den Gefangenen Äxte und Haumesser zu und stürzten uns selbst in das Kampfgetümmel vor der Burg. Bald wurden wir aber auf das offene westliche Tor zurück geworfen und kämpften nun bereits innerhalb der Zwingermauern, die uns anfänglich noch von den Seiten her schützten. Die Angreifer eroberten nun aber einen Zwinger nach dem anderen, überstiegen auch von allen Seiten die Zwingermauern und drängten uns immer mehr auf die Kernburg zurück. Viele der Gefangenen konnten im Kampfgetümmel entfliehen.



Abb. 107: Girbaden brennt

Schließlich war die Burg nicht mehr zu halten. Wir zogen uns kämpfend auf die tiefe Schlucht zurück, welche die freie Fläche der Vorburg von den beiden Wohntrakten trennte. Eine Nachhut verteidigte die Treppe, die südlich des Palas hinab in die Schlucht führte. Wir entkamen durch eine damals noch am nördlichen Ende der Schlucht vorhandene kleine Fluchtpforte. Die Schweden bemächtigten sich der zurück gelassenen Vorräte, plünderten die Burg und brachen in die Weinkeller ein. Sie brachten alle, die zu schwach waren um zu fliehen, um, verfolgten uns aber nicht weiter. Bald stand die gesamte Burg in Flammen. Wir hatten viele Verletzte. Unter den ermordeten Alten und Kranken befanden sich meine Eltern. Auch mein jüngerer Bruder, der in der Nachhut gekämpft hatte, war unter den Toten. Später wurde behauptet, wir, die Verteidiger, hätten die Burg Girbaden selbst in Brand gesteckt. Ich hörte auch von anderen Burgen solche erfundenen Geschichten. Man muss sich fragen, wieso derartige Unwahrheiten immer wieder erzählt werden. Man darf auch nicht darüber nachdenken, welchen Sinn die Zerstörung der Burg Girbaden hatte. Die Schweden hatten nur noch Mord, Raub und Gewalt im Sinne. Der einzelne Soldat hatte keine Hoffnung mehr, lebendig in seine Heimat zurück zu kommen. Durch die vielen Kriegshandlungen waren die Soldaten verroht und zu Tieren geworden. Sie kämpften wie tollwütige Hunde nur noch für sich selbst, ohne Mitleid und ohne Anstand. Später hörte man dann, die Schweden, die Girbaden zerstörten, seien Richtung Besancon abgezogen. Schwedische Truppen unter General Horn eroberten zur selben Zeit Memmingen, belagerten dann vergeblich die Stadt Konstanz und konnten auch die erfolgreich verteidigte Stadt Überlingen nicht einnehmen. Sie verschonten die Stadt Schaffhausen, die seit 1501 zur Schweizer Eidgenossenschaft gehörte, verwüsteten jedoch die im Umland der Stadt gelegenen Dörfer. Lediglich die Gemeinde Rafz leistete unter dem Kommando des Landvogtes Hirzel von Eglisau erfolgreich Widerstand und blieb unzerstört. Einzelne plündernde Truppenkontingente näherten sich nun dem Klettgau und damit der Küssaburg. Es eilte ihnen ihr schlechter Ruf voraus, man sah auch allenthalben den Rauch brennender Dörfer am Himmel. Die Bevölkerung war in großer Angst und floh in die Wälder und in die Schluchten des nahen Schwarzwaldes. Wer Verwandte oder Freunde in der Schweiz hatte, machte sich über den Rhein davon. Die Bewohner von Bechtersbohl, Küssnach, Geisslingen und Lauchringen wussten, dass die Küssaburg eine Mausefalle war, aus der man nicht entkommen konnte, wenn die Burg belagert wurde. Die meisten Dorfbewohner zogen es daher vor, die Flucht zu ergreifen. Andere verschanzten sich nördlich des Haslehofes unterhalb der nahezu unzugänglichen Steilwände, die man „Heidenstatt“ nannte. Außer dieser Stelle gab es im Klettgau kaum Rückzugsmöglichkeiten, die wirklich Schutz boten.

Die Küssaburg in Erwartung der Schweden (8. März 1634)

Damals, als der Klettgau die Ankunft der Schweden erwartete, war die Küssaburg nahezu unbewohnt. Der Vogt, der nicht mehr der Jüngste war, hatte sich mit seiner Familie zurück nach Rottweil begeben, von wo er stammte. Knechte und Mägde waren entlassen worden. In den Ställen standen weder Pferde noch Vieh. Nur noch eine kleine „kaiserlich“ gesinnte Wachmannschaft von etwa zwanzig Mann war zum Schutze der leeren Burg zurück gelassen worden. Es fehlte bereits an allem: an Lebensmitteln, an Brennholz, an Pulver, an warmer Kleidung, und zuletzt wurde auch noch das Wasser knapp. Niemand kochte für die Männer, und niemand machte

ihnen Mut oder gab ihnen Befehle. Der Graf ließ sich seit Tagen nicht mehr blicken, und man munkelte, er habe sich in mit seiner Familie in sein Stadthaus nach Zürich abgesetzt. Die einzigen noch beheizten Räume waren die Wachstube über dem Burgtor und die leere Küche. In der Wachstube ging es oft laut her, denn die Wachmannschaft hatte sich mit Rotwein aus den Kellern der Burg versorgt, der beim Auszug des Vogts zurückgelassen worden war. Wie jedes Jahr während des Monats März wehte ein eisiger Nordostwind von den Hochflächen der Schwäbischen Alb und aus der Baar herab. In der großen Bastion war es schneidend kalt. Der Wind wirbelte das alte Herbstlaub vor der Burg auf und heulte in den Schießscharten des Gemäuers. Fensterläden schlugen und in den Halbtürmen riefen die Käuzchen. Nachts jaulte der Sturm in den Kaminen, man hörte scharrende Geräusche rings um die Burg. Niemand wusste, ob der Wind sie verursachte oder ob bereits schwedische Spione um die Burg schlichen.



Abb. 108: Die Küssaburg erwartet die Schweden

Die Mannschaft war aufs äußerste beunruhigt. Tatsächlich rückte Horn mit dem Heer gar nicht in den Klettgau ein. Nur seine Mordbanden überfielen auf ihren Streifzügen die schutzlosen Dörfer. Als bei Wilchingen in der Schweiz ein Feuerschein ausgemacht wurde und in den umliegenden Dörfern die Sturmglocken läuteten, bereitete man sich hektisch auf die Verteidigung der Burg vor. In der großen Bastion wurde nun auch ein Feuer entfacht, um die dort herrschende beißende Kälte zu vertreiben, und vor der Burg entzündete man ein weiteres Feuer, um das Schussfeld besser ausleuchten zu können. In der Küche verheizte man die wenigen noch vorhandenen Holzvorräte, dazu die Reisigbündel, die eigentlich für das Beheizen des Backofens bestimmt waren, später auch das zurückgelassene Mobiliar. Der kräftige Wind fachte die Feuer gefährlich an. Nachts wurde der Wind zum Sturm. Bald brannte das trockene Gras vor der Burg, dann fing das Notdach der Bastion Feuer, das Feuer in der Küche geriet außer Kontrolle und schließlich brannte die ganze Burg.



Abb. 109: Die Küssaburg brennt

Die Wachmannschaft konnte den Brand nicht mehr löschen und floh aus Furcht vor der sicheren Strafe in die nahe Schweiz. Man kann es nachlesen: Sie wurden alle gefangen, grausam bestraft und gequält, bis sie zugaben, dass sie die Burg mutwillig angezündet hätten, danach wurden sie geschlagen geblendet, verstümmelt und einige auch geköpft. Wieder einmal hatte der Graf von Sulz mit dem Mittel der Folter alle Geständnisse erpresst, die er haben wollte. Noch heute kann man in den verschiedenen Berichten lesen, „die treulosen Verteidiger hätten mutwillig die Küssaburg niedergebrannt“. Nie wurde die Frage gestellt, ob es sich wirklich so abgespielt hatte. Auch fragte bisher kein Historiker, ob der Graf von Sulz jemals seiner Verantwortung als Burgherr gerecht geworden sei. Das geschilderte Strafgericht spielte sich mitten im Kriege ab, den man den Dreißigjährigen Krieg nennt. Ich frage mich, ob es nicht damals vordringlichere Aufgaben zu erledigen gegeben hätte, als Leute zu verstümmeln. Des öfteren habe ich mir auch die Frage gestellt warum die Küssaburg nie genügend Pulver und Munition hatte, während die großen Kriegsherrn beider Kriegsparteien immer gut mit Waffen und Munition versehen waren. Durch Zufall erfuhr ich, dass es in der angeblich neutralen Stadt Schaffhausen einen Kriegsausrüster namens Alexander Ziegler gab. Dieser belieferte sowohl die katholischen als auch die evangelischen Truppenverbände mit Lebensmitteln, Munition, Pulver und Waffen und wurde durch diese schmutzigen Geschäfte steinreich. Dieser Neutralitätsbruch, so steht es geschrieben, wurde von der Schaffhauser Obrigkeit stillschweigend geduldet. General Horn zog schon bald darauf die Hauptmacht seines Heeres von Überlingen ab und marschierte Richtung Ostalb in die Gegend um Heidenheim, Aalen, und Donauwörth. Bei Nördlingen

wurde die protestantische Liga am 6. September 1634 vernichtend geschlagen. Horn geriet in Gefangenschaft, und die Schweden verließen endlich Süddeutschland. Es zogen jedoch überall noch versprengte Truppen marodierend und ohne Ziel durch die Gegend, und die Bevölkerung lebte in ständiger Angst. Der Krieg erreichte 1638 mit all seinen Schrecken erneut den Hochrhein. Der schon genannte protestantische Feldherr Bernhard von Sachsen-Weimar rückte von Besancon aus über Mömpelgard und das südliche Elsass, das man auch als Sundgau bezeichnet, heran. Er eroberte der Reihe nach Säckingen, Laufenburg, das wegen seiner intakten Rheinbrücke besonders wichtig war, und Waldshut, eilte wieder auf dem linken Rheinufer gegen Westen und nahm die damalige freie Reichsstadt Rheinfelden ein, nachdem er den kaiserlichen General Federigo Savelli und dessen bayrische Reiterei, von Johann von Werth kommandiert, in der zweitägigen Schlacht von Rheinfelden besiegt hatte. Die Festung Breisach wurde belagert und schließlich erobert. Freiburg wurde eingenommen. Ich will die Kriegsgräuel, Zerstörungen und sinnlosen Kampfhandlungen nicht mehr schildern.

Schon bald nach dem Ende des schrecklichen Krieges war ich in Tiengen. Dort hatte das normale Leben wieder Einzug gehalten mit allem, was man so als normal bezeichnen mag. Der Krieg war erst wenige Monate vorüber, da tagte bereits wieder das Narrengericht von 1503 öffentlich vor johlendem Publikum. Den Narren war erlaubt worden, jeweils vor Beginn der Fastenzeit wie ihr Fürst Recht zu sprechen, nur eben in närrischer Form. Sie imitierten ihre Obrigkeit mit großem Eifer, und die Zuschauer reckten die Häuse, um ja nichts vom schaurigen Spektakel zu versäumen. Vier blutrünstige Henkersknechte schlepten den Angeklagten vor das Gericht. Die Narrenrichter verlasen ihre geschickt formulierte, aus einer harmlosen Begebenheit konstruierte Anklage und verurteilten ihn ohne Umschweife zum Tode. Er bekam Gelegenheit sich zu verteidigen und durfte sich mit sechs Eimern Wein freikaufen.



Abb. 110: Narrengericht

Es war ein grober Scherz, der sich aber wenig von einem wirklichen Prozess unterschied. Die Narrenrichter waren blutrünstig, bestechlich und zeigten keinerlei Mitleid für den Beschuldigten. Das Volk belustigte sich wie im richtigen Prozess am Elend des Angeklagten. Es erstaunte mich, mit welcher kindlichen Freude die Zuschauer das makabre Spektakel verfolgten. Ich aber fand das Spiel höchst bedrohlich, das Auftreten der Narren selbstgerecht und eigentlich nicht humorvoll. Insofern kamen sie dem Wesen ihres Fürsten sehr nahe. Die Narrenposse machte deutlich, dass der einfache Bürger auch heute noch, wo ich dies schreibe, rechtlos und der Obrigkeit schutzlos ausgeliefert ist. Sie werden vielleicht verstehen, dass ich dieses makabere Spiel, das Humor versprach, aber Willkür und Gewalt zum Inhalt hatte, nicht besonders lustig fand.

Ich hatte das große Glück, dass meine Frau Anna und unsere Kinder den Krieg überlebten. Wir trauerten aber um Angehörige und Freunde, die bei den zahlreichen Kämpfen und bei der Zerstörung von Girbaden ums Leben gekommenen waren. Das Elsass, früher eine der reichsten Gegenden Süddeutschlands, erholte sich nur sehr langsam von den Schrecken des Krieges. Die meisten der zerstörten Burgen, so auch Girbaden und die Küssaburg, sind seither Ruinen. Die Zeit der stolzen Burgen war endgültig vorüber.

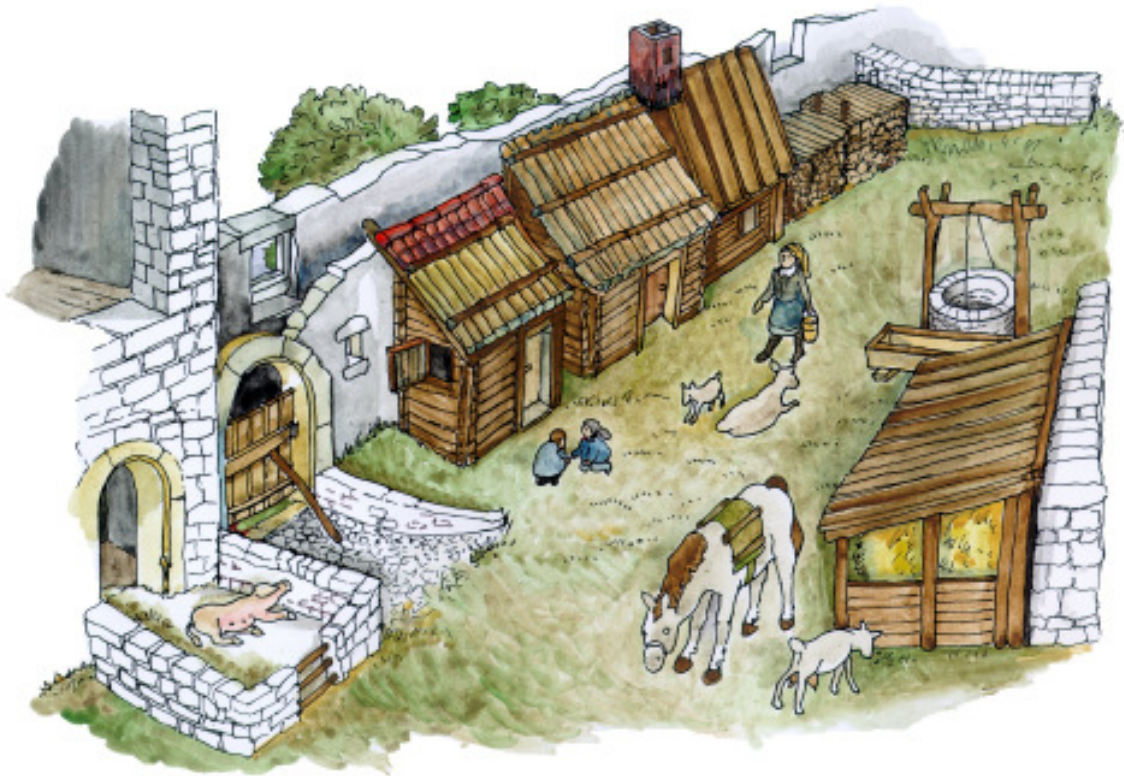


Abb. 111: Notunterkünfte auf der Küssaburg

Verwendete Literatur:

Karte 1:25000 Institut Geographique National, Frankreich - (IGN Nr. 3716 ET)
Carte de Randonnée « Mont Ste-Odile, Molsheim, Obernai, Valle de la Bruche. »

Seibt, Ferdinand „Glanz und Elend des Mittelalters“
Siedler Verlag, Berlin 1987. ISBN 3 - 88680 - 279 – 5

Agricola, Georg „Vom Berg-und Hüttenwesen“, Nachdruck des berühmten Buches.
dtv – Bibliothek Nr. 6086, Deutscher Taschenbuchverlag München 1977. Das
Original wurde 1556 mit 273 Holzschnitten veröffentlicht. ISBN 3 - 425 - 06086 - 7

Konstam, Angus „Die Kreuzzüge“ : Tosa, Verlag Carl Ueberreuter
Wien 2007. www.tosa-verlag.com ohne ISBN - Nr.

Kurz, Hans R. „Schweizerschlachten“ Francke Verlag Bern 1962, ohne ISBN

Meyer, Werner und Finck, Heinz-Dieter „Die Schweiz in der Geschichte“, Band 1,
darin der Hinweis auf die „ kleine Eiszeit “ zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges.
Silva Verlag Zürich,1995 (2 Bände) ISBN 3 - 908486 - 47 - 5

Matt-Willmatt, Hans „Die Chronik des Kreises Waldshut“, Historischer Teil
Vocke Verlag, Waldshut 1956 (erste Ausgabe), ohne ISBN - Nr.

Funcken, Liliane und Fred „Rüstungen und Kriegsgerät im Mittelalter“
Mosaik Verlag München 1979. ISBN 3 - 570 -16432 - 2

Campbell, Duncan B. „Siege Warfare in the Ancient World“, englische Ausgabe,
erschienen bei Osprey Publishing Ltd. Oxford 2006. ISBN 1 - 84603 - 019 - 2

Reddé, Michel „Alesia - L´archéologie face à l´imaginaire“, Verlag Philipp von Zabern
Mainz 2006, ISBN 3 - 8053 - 3531 - 8

Villena, Leonardo „Glossaire, Burgenfachwörterbuch des mittelalterlichen Wehrbaus“
Verlag Weidlich, Frankfurt am Main 1975, ISBN 3 -8035 - 8354 - 3

Lamprecht, Heinz-Otto „Opus Caementitium“ Beton Verlag GmbH Düsseldorf 1984.
ISBN 3 - 7640 - 0229 - 8

Müller, Winfried „Vom Schöpfbrunnen zum Wasserwerk“ Konrad Theiss Verlag
Stuttgart 1981. ISBN 3 - 8062 - 0270 - 2

Frontius - Gesellschaft e.V. „Wasser auf Burgen im Mittelalter“
Verlag Philipp von Zabern, Mainz am Rhein 2007. ISBN 978 - 3 - 8053 - 3762 - 5

Speich, Klaus und Schläpfer, Hans R. „Kirchen und Klöster in der Schweiz“
Ex Libris Verlags AG Zürich 1978. ISBN 3 - 406 - 04111 - 6

Cantaloube, Jacqueline « 2000 ans d´histoire sur les chemins de randonnée »
Verlag Éditions Ouest-France, Rennes 1999. ISBN 2.7373.2474.2

Ledda, Gavino « Mein Vater mein Herr » - Roman über das Leben der Hirten.
Benzinger Verlag Zürich, Einsiedeln, 1986 , ISBN 3-8330-0166-6

Lammer, Helmut und Boudjada, Mohammed Y. „Steinerne Rätsel“
Verlag Langen Müller, München 2003, ISBN 3 - 7844 - 2903 - 3

Molyneaux, Brian Leigh „Heilige Plätze, magische Orte“ Verlag Taschen GmbH, Köln
2002. ISBN 3 - 8228 - 1717 - 1

Pogacnik, Marko „Schule der Geomantie“ Droermersche Verlagsanstalt München
März 2000. ISBN 3 - 426 - 87033 - 9

Grabowski, Siegfried „Die Magie der Kirche“ Schirmer Verlag Darmstadt 2007.
ISBN 978 - 3 - 89767 - 565 - 0



Abb. 112: Die Küssaburg von Westen aus der Vogelperspektive

Zunächst möchte ich bemerken, dass ich anstelle der damaligen Maßeinheiten Fuß, Schritt, Meile usw. die heutigen Maßeinheiten Meter und Kilometer verwendete. Der Text wäre sonst unverständlich geworden. Nur die Sekunden ließ ich weg und verglich stattdessen die Zeit mit der Dauer des Vaterunsers.

Vielfach recherchierte ich im Internet: Ich beschäftigte mich intensiv mit den Themen Burg Girbaden, tiefe Burgbrunnen, Erzgewinnung im Enztal, Baumeister Heinrich Schickhardt, Reformator Johannes Brenz, Stadtgeschichte Freudenstadt, Römerstraßen im Schwarzwald, Handelsstraßen im Schwarzwald, Kloster Maulbronn, Klöster der Zisterzienser, Dreißigjähriger Krieg, Stadtgeschichte Heilbronn, Stadtgeschichte Schaffhausen und Kriegslieferant Alexander Ziegler. Die Berichte im Internet aus dem Dreißigjährigen Kriege waren teils sehr verworren und mussten erst untereinander halbwegs abgestimmt und in eine lesbare Form gebracht werden. Ich kenne persönlich die Burg Girbaden und die umliegenden Burgruinen sowie das Kloster St. Odilien von einem Urlaub her, den ich mit meiner Familie in Natzwiller verbrachte. Wir, die Familie, waren auch gemeinsam in Venedig. Karawansereien der beschriebenen Art blieben noch in Granada (Spanien), Aleppo (Syrien), und Isfahan (Persien) erhalten. Meine Frau und ich sahen sie auf unseren verschiedenen Reisen. Auch lernten wir die beschriebenen persischen Wasserkünste bei unserem Aufenthalt in diesem geheimnisvollen Land kennen. Das Brunnenhaus mit Windwerk und Wassereimer sah ich in der Stadt Schlitz, fünfzehn Kilometer nord-nordwestlich von Fulda.

Ich kenne auch Neuenbürg und das Schloss mit dem ehemaligen Forstamt, in dem mein Bruder Heiner Forstamtsleiter war.

Wilhelm Ganzhorn, von dem das Lied „Im schönsten Wiesengrunde“ stammt, war zweiter Richter am Oberamtsgericht in Neuenbürg, allerdings sehr viel später, nämlich 1844.

Das Schloss zeichnete ich nach einem Stich von Merian von 1638. Ich kenne das große und das kleine Enztal mit der Rehmühle und sah als Kind den Bergfried der Fautsburg, bevor er einstürzte. Bei den unterhalb der Fautsburg gefundenen Mauern eines „kellerartigen“ Gebäudes könnte es sich in Wirklichkeit um eine Quelfassung mit der zugehörigen Wasserkammer gehandelt haben, möglicherweise auch um den Eingang eines Wasserstollens. Die unterhalb von Burg und „Keller“ im Talgrund gelegene Rehmühle besitzt heute einen starken Brunnen. Woher sollte das Wasser des Brunnens kommen, als aus der ehemaligen Wasserfassung der Burg?

Wasserstollen, dort Kanate genannt, sah ich erstmals in Persien und Marokko. Auch im Landkreis Waldshut wurden immer wieder geheimnisvolle, nicht ausgemauerte unterirdische Gänge gefunden, bei denen es sich wohl ebenfalls um Wasserstollen handelt, so jüngst in Niederwühl (Südkurier vom 8. April 2010, Seite 31) und zuvor in anderen Orten des Hotzenwaldes. Man wurde auf sie aufmerksam, wenn sich bei der Feldarbeit plötzlich ein Loch im Acker auftat. Wasserstollen gibt es auch im Enztal: Die Stadt Wildbad, im großen Enztal gelegen, gewinnt einen Teil ihres Trinkwassers aus einem in den Fels gehauenen Gang. Einige Jahre lebte meine Familie in der Gemeinde Neuweiler bei Calw. Ich kenne daher das Weinsträßchen, das Nagoldtal die Klöster Hirsau und Maulbronn, und ich hörte als Kind die Sagen und Mythen aus dem Schwarzwald, die damals die Alten noch erzählten. Das Dorf Neuweiler ist Luftlinie etwa 4 km von der Fautsburg entfernt. Um zur Burg und zur Rehmühle zu gelangen, musste man auf steilem Fußweg, der durch einen alten Forst mit riesigen Weißtannen führte, fast hundert Höhenmeter hinabsteigen. Später wohnten wir in dem beschriebenen Dorf am Albrand, wo mein Vater Rektor der dortigen Schule war. Das Dorf heißt heute Türkheim. Es war, wie viele Albdörfer, nach dem Dreißigjährigen Kriege nahezu völlig entvölkert und wurde mit Schweizern besiedelt.

Man erkennt dies noch an den Namen. Die Leute heißen zum Beispiel Usenbenz, Tonnier oder Lehner. Den Steinbruch mit der Quelle findet man unterhalb von Türkheim. Ich besuchte in Geislingen einige Jahre lang das Gymnasium und kenne mich daher in groben Zügen in der Stadtgeschichte aus. Die Stadt, die den Grafen von Helfenstein gehörte, wurde 1396 an die freie Reichsstadt Ulm verpfändet. Die hoch verschuldeten Grafen konnten das Pfand nicht mehr einlösen. Die Ulmer behielten in der Folge Geislingen und drangsalierten die Bürger der Stadt mit immer höheren Steuern. 1514 kam es zu einem Aufstand. Zwölf Anführer der Revolte wurden angeklagt und hart bestraft, der Geislinger Bäcker Lienhart Schöttlin als Hauptträdelsführer hingerichtet. (Siehe auch Geislinger Zeitung vom 19. Mai 2010, Seite 13). Die Ulmer sind bis heute als ruppig und unfreundlich verschrien. Der Vorfall hat eine erstaunliche Parallele zur Geschichte des Klettgaus und der Küssaburg: Auch hier bei uns verpfändete der hoch verschuldete Bischof von Konstanz einen Teil seines Territoriums. Die neuen Herren, die Grafen von Sulz, versuchten aus dem Pfandobjekt an Steuern herauszuholen, was herauszuholen war. Die betroffene Bevölkerung ließ sich diese Ausbeutung nicht mehr gefallen. Nicht nur in der Eidgenossenschaft, sondern im gesamten Süden des Reiches rebellierten die Menschen gegen zu hohe Abgaben, Frondienst, harte Gerichtsurteile, Unterdrückung und Inquisition. Während man bei uns noch gegen die unmenschliche Behandlung aufbegehrte, hatte in Italien bereits um das Jahr 1500 die Zeit der Renaissance begonnen, mit neuen Ideen von Selbstbestimmung, Freiheit und einem neuen Selbstverständnis des einzelnen Menschen.

Den beschriebenen Schafstall mit Dach bis zum Boden und dem großem Tor sah ich als Kind noch auf der Alb. Es war Winter und es beglückte mich, wie die Schafe geborgen im Trockenen standen, ihr Heu aus dem Heugatter rupften und wie die kleinen Lämmer blökten. Die Verszeile des Schäferliedes las ich vor vielen Jahren auf einem kunstvoll bemalten Schäferkarren. Der Schäfer meiner Geschichte singt in Okzitan, einer heute fast ausgestorbenen Hochsprache, die im Süden und Südwesten Frankreichs, in den Pyrenäen und in der Osthälfte Spaniens gesprochen und geschrieben wurde und die auch die Sprache der Minnesänger war. Die heute in Blaubeuren noch als historisches Hammerwerk betriebene Hammerschmiede stammt von 1804. Eine Schleifmühle am Blautopf wird erstmals 1744 erwähnt. Die Existenz einer noch früheren Werkstätte am Quelltopf wird zwar vermutet, kann jedoch nicht belegt werden. Ein Kalkbrennofen steht noch heute bei Untermarchtal. Die vorhandene Anlage war von 1923 bis 1939 in Betrieb und wurde nun saniert und als technisches Kulturdenkmal unter Schutz gestellt. Das Berauwuhr, dessen Bau eine technische Meisterleistung war, gab es ebenfalls. Die Wühre ist leider zerfallen, ihre Steinrinnen wurden um 1976 im Zuge eines Forstwegebbaus gesprengt. Während meiner beruflichen Tätigkeit war ich für die technische Betreuung zahlreicher Mühlen und Sägemühlen zuständig. Daher stammen die detaillierten Kenntnisse über das Mühlenwesen. Einer meiner Vorfahren war im Remstal bei Schorndorf als „Mühlarzt“ tätig. Im Dreißigjährigen Kriege sind andere Vorfahren, die Bauern waren, schlichtweg verhungert. Andere wurden von durchziehenden Soldaten ermordet. In den Kirchenbüchern von Magstadt ist ein Teil unserer Familiengeschichte verzeichnet. Ich befasste mich, soweit Quellen vorhanden waren, mit den Grafen von Sulz und konnte an diesen überhaupt nichts finden, was eine positive Erwähnung verdient hätte. Dagegen habe ich den Marktort Grießen mit der Kirche und dem großen Marktbrunnen immer sehr geliebt. Zum Gästebuch der Küssaburg will ich bemerken, dass Herr Roth, früherer Bürgermeister der Gemeinde Klettgau, nach einigem Schriftverkehr herausfand, dass es zu der Zeit, in der unsere Geschichte spielt, und danach auf den Burgen Sitte war,

Gästebücher zu führen. Höher gestellte Reisende, also Adelige, ranghohe Geistliche, Militärs im Offiziersrang oder höhere Regierungsbeamte nahmen, wenn sie unterwegs waren, auf den Burgen Quartier. Als „Mitbringsel“ waren Steine aus dem Tal zum Ausbessern der Mauern beliebt und erwünscht. Nach dem teils ausgedehnten Willkommenstrunk verewigte sich der mehr oder weniger trinkfeste Besucher im Gästebuch. Die aus dem Stegreif gedichteten Trinksprüche fielen teils dämmlich, um nicht zu sagen peinlich aus.

In einer Passage meiner Geschichte komme ich auf die Sagen zu sprechen, die sich um die Küssaburg ranken. Man findet diese teilweise im Epos „Elsbeth von Küssaberg“ von Karl Friedrich Würtenberger (St. Petersburg, 1889), teilweise hat sie mir Frau Jesse aus Küssnach sehr lebendig erzählt, sie lebt nicht mehr. Auch kamen, wenn ich im Gelände war und malte, immer wieder Leute vorbei, begannen ein Gespräch und wussten noch etwas Neues dazu.

Wenn Sie mehr über Taxgerium wissen wollen, so recherchieren sie im Internet den Namen *K. Walter Haug* und fügen als Suchbegriff „Steinpyramiden“ dazu. Kurz vor Fertigstellung meines Artikels erhielt ich von Freunden die noch unveröffentlichte Schrift „Taxgerium, eine Mega-Stadt der Kelten – die größte Bergstadtfestung nördlich der Alpen?“ von K. Walter Haug. Natürlich werden sich die Kritiker auf ihn stürzen und alles, was er schreibt, als reine Phantasie abtun – aber gehen Sie selbst an den Stubenberg und lassen Sie ich durch niemand ihre Träume und Visionen verbieten. Sie werden, wie ich, fasziniert sein. Ich bin im Dezember 1941 in Zainingen auf der Schwäbischen Alb, nahe Münsingen, geboren. Der Ort heißt heute Römerstein und liegt knapp zehn Kilometer von Grabenstetten entfernt. Dort, in Grabenstetten, befinden sich die noch gut sichtbaren Gräben und Wälle des wohl größten keltischen Oppidums in Süddeutschland. Als Fünfjährige war ich mit meinem Vater mehrfach dort und habe noch recht gute Erinnerungen an die seltsamen Grabensysteme und an die Geschichten, die der Vater von den Kelten und von der Burg Hohenneuffen erzählte.

Auf der Küssaburg wurden drei verschiedene Gesteinsarten verbaut: Der verwendete grauweiße Kalkstein stammt wohl vom Plateau, auf dem die Burg steht. Der ockergelbe Sandstein wurde nach Angabe älterer Leute einerseits in den ansteigenden Äckern östlich der Burg ausgegraben, andererseits in kleinen Steinbrüchen gewonnen. Es handelt sich um Sandstein aus der Formation „Süßwassermolasse“, die über dem Weißjura liegt. Die in der großen Bastion verbaute Nagelfluh, ein Gestein, das aussieht wie grober Beton, stammt aus einem Vorkommen das etwa 700 Meter westlich des Alkenhofes und südlich des Gewann Hasle lag. Das Gelände weist dort eine ausgeprägte Schichtstufe aus. Man findet dort noch heute halbfertige Blöcke und mit etwas Phantasie auch Abfahrtsrampen und Reste früherer Abraumhalden. Auf der Höhe des „kalten Wangen“ nahe des Bergscheuerhofes an der Straße zwischen Klettgau-Grießen und Hohentengen-Stetten findet man einen der schon erwähnten kleineren Steinbrüche. Dort wird auch heute noch für besondere Arbeiten der ockergelbe Sandstein gebrochen.

Der Bericht über die Eroberung der Burg Girbaden durch die Schweden ist fiktiv. Es stimmt jedoch die Kampfweise, und die Burg konnte tatsächlich die Schweden zwei Mal abweisen, bis sie dann durch diese eingenommen und zerstört wurde. Ich las, dass auf der Meersburg am Bodensee noch lange eine Antwerche zum Schleudern großer Steine im Einsatz war. Mit der Zeichnung Abb. 6 habe ich versucht, Ihnen zu zeigen, was für ein kompliziertes Gerät eine solche Steinschleuder war. Im Internet findet man Angaben, wie der Salpeter für das Schießpulver gewonnen wurde, woher der Schwefel stammte und wo sich das deutsche Zentrum der Schießpulverherstellung befand. Dies war in Krommenohl (heute Marienheide), im

Tal der Wupper. Die verschiedenen Möglichkeiten zur Versorgung der Küssaburg mit Wasser untersuchte ich natürlich selbst. Die ermittelten Kosten decken sich in etwa mit den Angaben in der Literatur. Im Übrigen war ich von Beruf Bauingenieur in der Wasserwirtschaftsverwaltung und konnte vieles selbst kalkulieren. Die geschilderten Quellaustritte und Brunnenstuben werden Sie, wenn Sie wollen, selbst im Gelände oder in alten Plänen finden. Im Verlaufe meiner Recherchen nahm ich auch Kontakt mit Herrn René Kill aus Saint-Jean-Saverne im Elsass, Frankreich, auf. Er ist ein profunder Kenner der elsässischen Burgen. Für seine detaillierten Hinweise und die überlassenen Schriften bin ich ihm sehr dankbar. Ebenfalls dankbar bin ich Herrn Bürgermeister a. D. Hubert Roth, Klettgau-Erzingen, der meine Texte kritisch las und mir dazu wertvolle geschichtliche und redaktionelle Hinweise gab. Herr Roth schlug mir dann auch vor, die Passagen über den Dreißigjährigen Krieg zu kürzen oder ganz zu streichen. Ich konnte mich aber nicht entschließen, auf diesen Teil der Geschichte zu verzichten, denn bei der Beschäftigung mit diesem Glaubenskrieg durchlebte ich nochmals sehr intensiv das ganze Elend, das damals auch meine eigene Familie betroffen hatte. Im Frühjahr 2010 war ich zusammen mit meinem Bruder nochmals auf der Burgruine Girdaden und in Grendelbruch.



An einem Beispiel möchte ich zeigen, wie schwierig es oft war, Sachverhalte zutreffend wiederzugeben: Beim Recherchieren der Fautsburg fand ich im Internet die beigefügte Zeichnung, die ich im guten Glauben, es handle sich um ein überliefertes Abbild der Burg, als Vorlage für eine eigene Zeichnung verwendete.

Das Ergebnis hieraus war eine mächtige Burg, die so nicht zu meinen Erinnerungen an die Ruine Fautsburg passte. In den

Kartenunterlagen des Hauptstaatsarchivs Stuttgart fanden sich nur schematische Darstellungen, die für eine Rekonstruktion nicht geeignet waren. Aus den Hinweisen, dass Fautsburg im Westen eine Schildmauer hatte und im Osten einen vorgelagerten Zwinger, aber auch anhand meiner Erinnerungen an die Ruine, wie ich sie 1949 noch sah, entstand dann die im Text enthaltene Abb. 27.



Alle Zeichnungen stammen von mir selbst, also vom Verfasser.

Zum Schluss darf ich noch anfügen, dass meine Großmutter, geborene Anna Kerler aus Urbach im Remstal, Namensgeberin für die Frau meines Helden Peter von Grendelbruch war. Die Heilige Anna, Mutter der Jungfrau Maria, ist auch Kirchenpatronin von Dangstetten.

Ich hoffe dass Sie meine Geschichte mit Spannung und Interesse gelesen haben.

Wolf Pabst



Abb. 113: Ruine Küssaburg heute

Freundlich bedanke ich mich bei meinem Sohn Stephan für das Formatieren des Textes und Einscannen der Bilder. Ich danke meinen Bruder Heiner, der mir den Hinweis auf die historische Wasserversorgung des Schlosses Neuenbürg gab, bedanke mich auch bei Frau Elke Osterloh vom Schlossmuseum für ihre umfangreichen Unterlagen zur Geschichte des Schlosses Neuenbürg und für die Stadtansicht von Merian. Dank gilt Herrn Flock vom Stadtbauamt Neuenbürg für die überlassenen Pläne, Frau Margarete Walliser, RP Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen und Herrn Eberhard Merk, Hauptstaatsarchiv Stuttgart für ihre Auskünfte und die Pläne, die ich für eine Rekonstruktion der Fautsburg benötigte.

Nicht zuletzt bin ich meiner Frau Ursel, meiner Schwester Annette Béziat und ihrem Mann Pierre dankbar, die meine Bilder und Texte beurteilten und mich stets ermunterten, weiter zu machen.



Abb. 114: Ruine Girbaden, Falkennest